

Ausstellung „Die Zukunft der Metropolen“: Oh-Effekte überschatten oft interessante Inhalte

Es neigt sich bedenklich dem Ende zu – das schwindelerregende Berichts-jahr 1984 der IBA. Das Veranstaltungskarussell hat seit Redaktionsschluß von ARCH⁺ 77 aber noch einen Zahn zugelegt: Obwohl die Ausstellungen alles andere als gut besucht waren, wurden mutig neue eröffnet, alte nachgebessert. Die zentrale Ausstellung im Martin-Gropius-Bau etwa erwies sich im Laufe der Wochen als ausgesprochen dynamische Inszenierung: Bei jedem Besuch konnte der zumindest während der Woche sehr vereinsamte Gast etwas Neues entdecken. So wurden z. B. der Raum über Stadterneuerung in Ost-Berlin entscheidend verbessert, und in den Gestaden der Neubau-IBA verschwand u. a. der doppelte Maurice Culot zugunsten eines neuen geometrisierenden Arrangements. In der Vor-Ort-Ausstellung im U-Bahnhof Schlesisches Tor stellten sich wechselnde Initiativprojekte vor. Nicht nachgeschoben wurde allerdings ein Hinweis auf die Angriffe des Bausenators, denen sich die behutsame Stadterneuerung mehr und mehr ausgesetzt sieht. „Während die IBA“, so die Kreuzberger Lokalzeitung Südost Express, im November, „noch der internationalen Öffentlichkeit ihr Konzept ‘kaputte Stadt retten’ vorstellt und der Senat sich im Glanze internationaler Bewunderung sonnt, ist er in der Realität schon wieder zu den alten Konzepten der Stadtzerstörung zurückgekehrt.“

Zur Restauration vorbehutsamer Verhältnisse gehört die von der CDU bis Ende 1984 versprochene „Lösung“ des Hausbesetzerproblems. Die letzten Hausbesetzer Kreuzbergs antworteten auf die



Das IBA-Berichtsjahr kurz vor dem Ende

Räumung ihres Hauses Reichenberger Str. 63a mit der Besetzung der Vor-Ort-Ausstellung in der Oranienstr. 190, der einzigen Ausstellung, die dem neuen Kurs in Richtung gewaltsame Stadterneuerung gebührende Beachtung schenkte. Die Reaktion der Behörden: „Es geht nicht, daß die Ausstellung unterbrochen wird!“ Fürsorge für die IBA-Ausstellung und ihre Aussagen? Weit gefehlt! Es geht um Präsentation eines strahlenden, sauberen, besetzerfreien Berlins für den Wahl-

kampf! Neubesetzungen dürfen nicht geduldet werden, das wäre ja womöglich ein „Präzedenzfall“. Gegen den Wunsch der IBA, die Besetzung zu dulden, gegen die Bemühungen des Kreuzberger AL-Baustadtrats Orłowsky, zu vermitteln und Ersatzwohnraum zu finden, gegen die Empfehlung der Kreuzberger SPD, die Ausstellung ins Rathaus Kreuzberg zu verlegen, und gegen die mehrheitliche Meinung der Kreuzberger Bezirksverordnetenversammlung, stand das mit dem

Polizeiknüppel drohende Ultimatum des Bausenators: „Ich erwarte, daß die Ausstellungsräume bis zum 31. Oktober 1984 (also bis zum nächsten Tag), acht Uhr früh, von den sich widerrechtlich dort aufhalten den Personen freigemacht werden.“ In der Nacht vor der dann doch noch um einige Tage verschobenen Räumung wurden die Ausstellungsräume verlassen.

Weniger Förderungsmittel für den Stadtteil, steigende Mieten, Aussicht auf mehr Abrisse, mehr Leerstand, Erschwerung der Selbsthilfe – das vielbeschworene Vertrauen vor Ort in die behutsame Stadterneuerung zerbricht, die sanfte IBA-Strategie des Dialogs geht mit der Wende unter. „Ich kann das Wort behutsam nicht mehr hören“ – diesen Wandspruch konnten die Besucher der Ausstellung in der Oranienstraße bereits vor deren Besetzung über den Tafeln der IBA lesen.

Facetten eines Trends: Kooperatives Bauen

Von der drohenden Entwicklung im Osten Kreuzbergs ist in keiner der hier noch zu besprechenden Ausstellungen etwas zu spüren. Den vielleicht noch engsten Bezug zu den realen Problemen heute hat die Ausstellung „Kooperatives Bauen – Neue Formen der Zusammenarbeit von Architekt, Handwerker und Nutzer“ (Konzept: Gerald Blomeyer mit Barbara Tietze) in der Berlinischen Galerie (5. 10. – 18. 11. 84), die in einem engen Zusammenhang mit der Ausstellung „Zwischen Räume“ in der Admiralstraße gesehen werden muß. Neben stadtflüchtigen mittelständischen Selbsthilfepro-

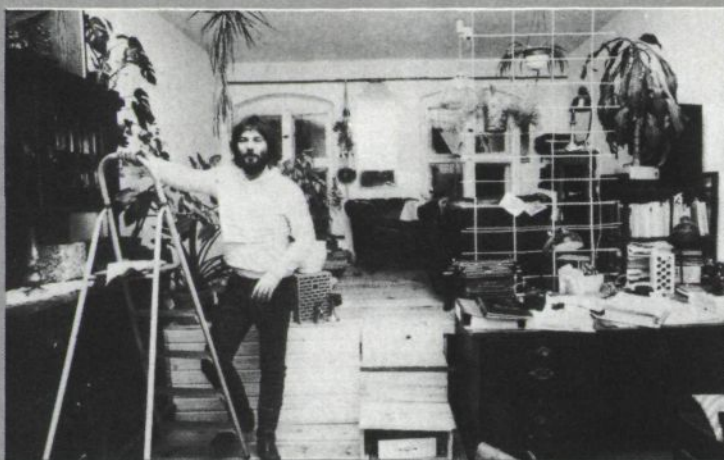
jekten im Neubau aus Schweden und anderen Ländern werden auf „besonders belastbaren“ Ausstellungs-Wellpappen auch einige aus städtischen Konflikten hervorgegangene Initiativen in Altbauten Kreuzbergs gezeigt, die auf eine Rekonstruktion innerstädtischen Lebens zielen. Doch auch hier stimmten Bild und Text nicht mehr ganz. Was als Gegenwart erscheint, entgleitet in die Vergangenheit. Wo ist die „neue Wohnungspolitik“ geblieben, die mit einer kostensparenden 85%-Förderung langfristig die Erhaltung billigen Wohnraums sichert? Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt in der Darstellung des kooperativen Arbeitsprozesses im Neubau, der Organisation dieser Arbeit und der Auswirkungen der kooperativen Bauweise auf die Architektur. Dazu wird eine kleine Geschichte der Selbsthilfe im Neubau vorgeführt: „Ob Architekturtheoretiker oder kleine Bürger: das Urbild des Hauses für den Menschen ist die Laube.“

Übrigens hat auch die Ausstellung am Zoo ihre Vor-Ort-Dependence: die Baustelle Oppelner Str. 16 in Kreuzberg. Dort schufen Architekturstudenten der Universität Straßburg zusammen mit Lehrlingen der Initiative „Kreuzwerk“ Skulpturen auf der Straße und im Hof, die bereits von den Kindern der Umgegend angenommen wurden.

Gold für Gegensätzliches: Bauen und Wohnen in alter Umgebung

Während der CDU-Senat die behutsame Stadterneuerung abschafft, prämiert sie der CSU-Bundesbauminister mit einer Goldplakette des Bundeswettbewerbs „Bürger, es geht um Deine Gemeinde – Bauen und Wohnen in alter Umgebung“. Die Wende, das muß man ihren Initiatoren lassen, zeigt wenigstens in diesem Fall Stil. Weniger Geld für Kreuzberg, dafür Gold in Plakettenform! „In der Luisenstadt“, heißt es in den „Bewertungsprotokollen“ der „Bewertungskommission“, „werden heute Instandsetzungs- und Modernisierungsmaßnahmen zur Erhaltung des typischen Kreuzberger Milieus, der 'Kreuzberger Mischung', durchgeführt, um so das kaputte, aber lebendige Kreuzberg behutsam zu reparieren.“ Doch halt – die Luisenstadt hat nur das halbe Gold erhalten, die andere Hälfte wird der südlichen Friedrichstadt an die Brust geheftet: „In der Südlichen Friedrichstadt erfolgt die Rekonstruktion des Stadtgrundrisses mit umfangreichen Neubaumaßnahmen nach heutigem Anspruch. Der Stadtteil zeigt die Wiedergewinnung der Geometrie in Grundriß und Aufbau und dokumentiert einen Teil zeitgenössischen Städtebaus.“ Man beachte die feinen Unterschiede: Geometrie steht gegen Milieu, in der Friedrichstadt wird exemplarisch zeitgenössischer Städtebau getrieben, in der Luisenstadt dagegen schlicht repariert.

Zwei sehr unterschiedliche Stadtbaukonzepte werden durch Gold äquivalent (und damit – um unpassend Marx zu zitieren – austauschbar?) Doch die opportunistische Ausgewogenheit geht noch einen entscheidenden Schritt weiter: West-Berlin erhält nicht eine, sondern zwei Goldplaketten. Die zweite geht an den Wedding – für städtebauliche Leistungen im Sanierungsgebiet Brunnenstraße.



Ausstellung „Kooperatives Bauen“:
Selbsthilfe im Altbau, Wohnraum in der Admiralstraße 15 vorher und nachher



Auch das größte Kahlschlagprogramm Deutschlands wird äquivalent – so viel wert wie Alt- und Neubau-IBA zusammen.

Wedding und Kreuzberg werden – neben vielen anderen prämierten Orten der Bundesrepublik – in einer kleinen Ausstellung in der Staatsbibliothek (3. 11. – 5. 12. 84) präsentiert, die ebenfalls unter der Flagge des „Berichtsjahres '84 der IBA 1987“ segelt. Ganz so geradlinig, so zeigt sich dort, gelingt heute die bezirkliche Identifikation mit der alten Weddingener Sanierungspolitik nicht mehr: Die vorliegenden Ergebnisse der Flächenansanierung sind, so kann man lesen, „ein elementarer Bestandteil der Stadterneuerung in unserem Bezirk, zu dem wir uns bekennen, aus denen wir zugleich aber gelernt haben.“ Zugegeben wird immerhin, daß „typische Probleme der älteren Bewohner nicht voll gelöst“ wurden. Neben markigen Sprüchen aus alten Zeiten von „unrentierlichen Hinterhofbetrieben“ werden auch „generelle Probleme der Umsetzung solcher Betriebe“ konstatiert.

Als Paradeperle des Gebietes um die Brunnenstraße werden der 1975–77 erbaute Kleihues-Block 270 („konsequente Strenge in seiner Formensprache“) und vor allem der Block 243 um die St. Afra-Kirche vorgeführt. Der Block zwischen Gleim-, Graun-, Lortzing- und Swinemünder Straße wird auch von der Bewertungskommission hervorgehoben: „Der Block 243 ist ein gelungenes Beispiel für die Korrektur und Weiterentwicklung einer Sanierungskonzeption von einer ursprünglich großflächigen Planung und Vorgehensweise zu einer behutsamen Stadtentwicklung.“ Behutsame Stadtentwicklung? Sicher ist die

Neugestaltung dieses Blocks im Innenbereich von besonderer Qualität, besser als alle Vorgängerversuche. Doch darf auch hier die Vorgeschiede nicht vergessen werden: Verdrängung der alten Mieter und Gewerbetreibenden sowie Abriß der meisten Gebäude, ein Verfahren, das ungeheuer kostspielig ist. Der vielgelobte Block 243 – ein angenehmer Wohnblock für die neuen Bewohner, für den die alten Bewohner und die Steuerzahler mehr als diskutables Opfer bringen mußten – droht zum Vorzeigebau einer Sanierungskonzeption zu werden, die mit der von oben abgewürgten behutsamen Stadterneuerung „erfolgreich“ konkurriert.

Glitzer & Glimmer: Die Zukunft der Metropolen

Mit der Ausstellung „Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin“ (Konzept: Karl Schwarz) im Hauptgebäude der TU Berlin (20. 10.–16. 12. 84) ist das Ausstellungskarussell endgültig dabei, sich in den bunten Jahrmarktshimmel zu verabschieden. Metropole – das soll assoziieren Laboratorium, Vergnügungen, Randgruppen, Naturferne, Bühne, Mode, Reformen, Subkulturen, Einwanderung, Menschenmassen, Untergang der Titanic, Verkehrschaos, Dekadenz und Elend, Wahrzeichen usw. usf.

Zunächst wird die Vergangenheit beschworen: Paris, das „Vorbild der Metropole“, erreicht den Höhepunkt seiner Entwicklung angeblich 1870, also am Ende der bonapartistischen Diktatur (die Pariser Kommune als Totengräber der Metropole?). Kaum bemäntelt durch ein paar kritische Zeilen wird eine tiefe Verbeugung gemacht vor dem Baron Haussmann und seinem Kahlschlag

des alten Paris. Die Entwicklung Londons, um 1900 „größter Warenstapelplatz der Welt“, basiert, das wird deutlich, auf der Ausbeutung der britischen Kolonien. New York wird als Weltfinanzzentrum dargestellt, dessen Höhepunkt die 50er Jahre markieren. Und Berlin? Einmal wird es als „Industriemetropole“ klassifiziert, ein anderes Mal als „Zentrum der Moderne, Ort der Avantgarde“, dessen Zenit die 20er Jahre darstellen.

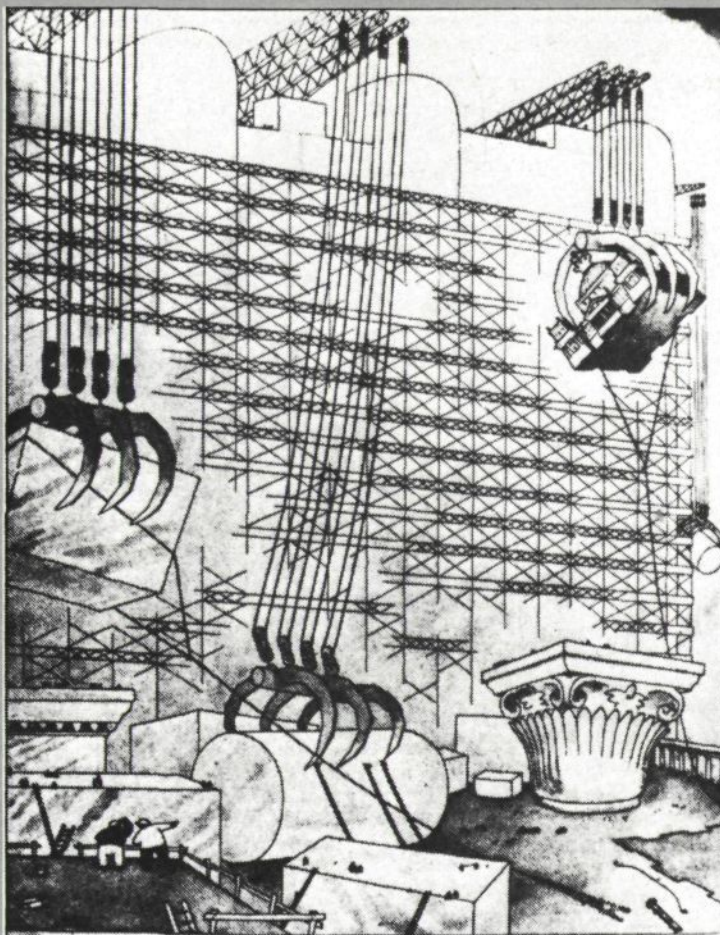
Das kunterbunde Panoptikum von Ausstellungsstücken (beeindruckend etwa ein großer farbiger Stadtplan von London aus den Jahren 1889/90, der die sozialräumliche Differenzierung der Stadt nach sieben sozialen Klassen zeigt) tendiert dazu, das gängige idealistische, durch die Massenmedien produzierte Bild der Metropole zu reproduzieren, anstatt es zu zerbrechen. Herrschaft in der Stadt, Polizei, Ausbeutung, Politik, Geschäft, Kirche, Klassenkämpfe – das oft häßliche Gesicht der Großstadt bleibt im Dunklen oder wird in geschminkter Form beschönigt.

Die Metropolen heute, so wird angedeutet, sind in der Krise. Die AEG-Fabrik an der Brunnenstraße, das „Symbol für Berlins Weg zur 'Elektropolis'“, ist stillgelegt, die Tendenz soll in Richtung Entballung gehen, Hyperzentralität und Wucherung stehen für die Krise von Paris. Arbeitslosigkeit, ökologisches Desaster, Politische Rechtswende – solche Randerscheinungen können offensichtlich vernachlässigt werden. Ausgeklammert bleiben auch die großen Anstrengungen der europäischen Großstädte der 60er und 70er Jahre, ihr vor dem Ersten Weltkrieg geprägtes bauliches Bild auszulöschen: die Zerstörungsprogramme in Paris (z. B. am Place d'Italie), die widersprüchlichen Erneuerungsmaßnahmen in London, die Kahlschlagsanierung in West-Berlin. Halt: In einem Nebenraum wird recht plastisch der Wedding präsentiert, zum einen natürlich als neuer Nebensitz der TU Berlin (die mit Nixdorf in das AEG-Gelände gezogen ist), zum anderen als Opfer „in bester Absicht betriebener“ Kahlschlagsanierung. Das Produkt dieser Erneuerung, so die offene Aussage, ist eine „modernistische Beliebigkeit“. Ist West-Berlin heute – so drängt sich auch an dieser Stelle die Frage auf – eine Metropole?

Und die „Zukunft der Metropolen“? Zumindest für Berlin wird eine These gewagt: Berlin könnte eine „Kulturmetropole“ werden, „die zugleich Industrie-Metropole neuen Typs ist“ – Berlin in der „Rolle des gesellschaftlichen Zukunftslabors der Bundesrepublik“. Die Inszenierung einer spiegellänzenden, mit Holographien kokettierenden Zukunft der Metropolen wird von Hinweisen auf Biotechnologie und Mikroprozessoren flankiert, ein Computer wird von Nixdorf zur Verfügung gestellt. Die Technische Universität propagiert neue Technologien, die sicher auch negative Seiten haben; wesentlich aber ist das „Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft“. Fortschritts-optimismus à la 60er Jahre?

Die ganze Ausstellung wird überblendet durch eine manchmal etwas aufdringliche Inszenierungssucht, die wohl der Angst zuge-

Ausstellung „Von Berlin nach Germania“:
Interne Karikatur zur Baustelle der
„Großen Halle“ mit dem Reichstag im
„Greifer des Krans, von Hans Stephan,
Abteilungsleiter in der Generalbau-
inspektion, 1941/42



Originalkommentar: „Beim Bau der
„Großen Halle“, Maurer zum Polier:
Um Gottes Willen, da haben Sie gerade
einen falschen Stein erwischt.“

schrieben werden muß, mit allen Mitteln das Image des trockenen, kulturlosen Technikers zu brechen. Entnervende Videoprogramme, eine „Hommage an de Chirico“, das „ein Stück mediterrane Abendstimmung in nördliche Regionen“ bringen soll, aber eher Frösteln erzeugt, das abgerissene Berliner Stadtschloß im Zentrum eines Teearrangements (der Zeigefinger in den bösen Osten?), nackte Männerbilder in künstlichen Nischen und – als eher zum Schmunzeln anregende Szene – eine Nachbildung der amerikanischen Flagge, mit (falschen) Dollars beschwert und von Dagobert Duck gesäumt, die den Protest unserer Freunde der US-Regierung erregte.

Trotz oft fehlender Exponatunterschriften, oft fehlender Zeitangaben und mangelnder Recherchen im Detail, trotz einer typischen Inszenierung von oben, vom Schreibtisch her – die Ausstellung der TU Berlin könnte Diskussionen initiieren, provozieren. In diesem Falle wäre auch die heftige Kritik des RCDS (!) an den „kostspieligen Eskapaden“ und dem „Gigantophilismus“ gegenstandslos.

Kultiviert, aber kraftlos:

Siedlungen der zwanziger Jahre – heute

Mit Propaganda für die verschmähte Moderne bringt sich eine weitere Veranstaltung des IBA-Berichtsjahres ins Gespräch: die Ausstellung „Siedlungen der zwanziger Jahre – heute. Vier Berliner Großsiedlungen 1924–1984“ im bauhaus-archiv (24. 10. 84 – 7. 1. 85). „Übersichtlich“, „didaktisch hervorragend“ – das Lob der Pressekommentare ist beeindruckend. Die Ausstellung präsentiert in vier klaren Abschnitten die Hufeisensiedlung Britz, die Waldsiedlung Zehlendorf „Onkel

Toms Hütte“, die Großsiedlung Siemensstadt und die Weiße Stadt. Daneben werden die Ursprünge der Wohnungsbaugesellschaften GSW und Gehag, eine teilrekonstruierte Sparwohnung dieser Jahre und vor allem die Erfolge der Denkmalpflege zur Schau gestellt. Jubelworte auf Design und Sparsamkeit der Siedlungen und ihre Rettung vor „Verunstaltungen“ bei der Eröffnung begleiten diese Antwort der Freunde der Moderne auf die kulturelle Offensive der neuen Moden.

Dennoch – die Antwort ist m. E. ohne perspektivische Kraft, sie überzeugt nur den, der überzeugt ist. Die Schwäche der Antwort ist ihr Ausblenden von Konflikten, von Widersprüchen. Wieder einmal wird die Planung der Siedlungen isoliert betrachtet, ohne die Zusammenhänge mit Cityplanungen und der Ohnmacht gegenüber den Mietskasernenvierteln auch nur anzudeuten. Die hervorragende Idee, eine Sparwohnung im Maßstab 1:1 vorzuführen, verliert an Ehrlichkeit, wenn sie nur mit Kleinmöbeln ausgestattet wird, Großmöbel aber allenfalls durch Striche auf dem Fußboden angedeutet werden. Ausgeblendet bleibt die soziale Struktur der Wohnerschaft, wenn es auch deutlich wird, daß die Mieten dieser Siedlungen sich von denen der Konservativen faktisch nicht unterscheiden. Überhaupt die Bewohner, das Leben in den Siedlungen: In problematischer baugeschichtlicher Tradition sind Planung und Bau solcher Siedlungen Thema der Darstellung, nicht mehr die Geschichte des Umgangs der Bewohner mit ihnen. Was passierte hier z. B. im III. Reich, was bedeuten die Hakenkreuzfahnen auf den Fotos dieser Jahre?

Der Umgang der Bewohner mit ihren Häusern ist lediglich quasi als

Negativfilm präsent: als Verunstaltung, die die Denkmalpflege wieder in Ordnung bringt. So sehr es zu begrüßen ist, daß diese Siedlungen auch als Objekte der Stadterneuerung thematisiert werden, so unverzeihlich ist der Verzicht auf die ersthafte Auseinandersetzung mit den a priori abgekanzelten Verhaltensweisen der Bewohner, ihren Umbauten, ihren Konflikten mit der Denkmalpflege. „Siedlungen der zwanziger Jahre – HEUTE“ – das „heute“ im Titel verweist nur auf den Sieg staatlicher Durchsetzung eines „Originalzustands“. Zu einem Weiterdenken der widersprüchlichen sozialen Ursprünge der Siedlungsplanungen heute scheint die Kraft zu fehlen. Die Reduktion der Auseinandersetzung mit der Moderne auf die Erhaltung und Rekonstruktion der ursprünglichen Fassaden unter Einsatz der Denkmalpflege hat keine Perspektive.

Speer – in den richtigen Zusammenhang gestellt: Von Berlin nach Germania

Zum Schluß muß noch eine Ausstellung erwähnt werden, die nicht im Berichtsjahr der IBA verankert ist, aber doch Fragen des Umgangs mit der vorhandenen Stadt am Beispiel Berlin thematisiert: „Von Berlin nach Germania. Über die Zerstörung der ‚Reichshauptstadt‘ durch Albert Speers Neugestaltungsplanungen“ (Konzept: Hans J. Reichhardt und Wolfgang Schäche) im Landesarchiv Berlin (7. 11. 84 bis, man beachte, 30. 4. 85). Anders als in der Ausstellung über die 20er Jahre werden hier neue Akzente gesetzt. Der baugeschichtliche Tradition des Hinweises auf die überzogene Dimension von Monumentalentwürfen mit klassizistischer Note wird in sehr überzeugender Form eine bessere Alternati-

ve entgegengesetzt: die Einordnung dieser maßlosen Entwürfe in ihren städtischen Produktionsprozeß. Anhand von zum Teil noch nicht im Original gezeigten Bauplänen und ausgewählten Aktendokumenten aus 1982 in einem Keller der Oberfinanzdirektion Berlin entdeckten Materialien werden die Bedingungen der Pläne des „Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt“ transparent: die Notwendigkeit des Abrisses von allein 52.144 Wohnungen für die Nord-Süd-Achse, die Umsetzung der verdrängten Bewohner in Wohnungen, die Juden wegenommen werden, der Einsatz von KZ-Häftlingen für Maßnahmen der Baubeschaffung, die Zwangsverpflichtung und Kasernierung von Bauarbeitern. Am Ende des längst in Gang gesetzten Zerstörungsprozesses steht die Kriegszerstörung Berlins. Der Diskurs über „faschistische Architektur“ wird so faktisch zurechtgerückt, die reine „Stildiskussion“ in ihrer Hohlheit bloßgestellt. Der Umgang mit der Stadt ist nicht nur eine Frage des architektonischen Dekors!

Zu allen Ausstellungen (bis auf die in der Staatsbibliothek) sind empfehlenswerte Kataloge erschienen. Fast alle Ausstellungen werden von einem Kranz weiterer Veranstaltungen begleitet: Theater, Fahrradexkursionen, Vortragsreihen, Fachtagungen ... Der gewaltige Aufwand des Berichtsjahres – wird ihm eine angemessene Verarbeitung entsprechen? Wird eine Botschaft der IBA erkennbar bleiben?

Harald Bodenschatz

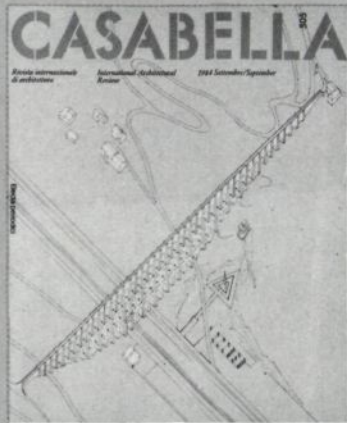
Durch ein Versehen erschien der erste Bericht über die IBA-Ausstellungen in ARCH⁺ 77 ohne Verfasserangabe. Auch er wurde von unserem Redaktionsmitglied Harald Bodenschatz geschrieben.

Casabella Nr. 505/
September 1984

Im Mittelpunkt des Heftes stehen fünf Vorschläge für eine Neustrukturierung des Territoriums um San Leucio bei Caserta, im Hinterland von Neapel. Das Planungsgebiet: eine Struktur aus differenzierten Elementen und unterschiedlichen Epochen – San Leucio (eine vom Bourbonenkönig Ferdinand IV. im 18. Jahrhundert ins Leben gerufene Siedlungs- und Produktionsanlage, ein unvollendet gebliebenes Idealstadtfragment), die Reggia (Königspalast) von Caserta mit ihrer großen, nach Neapel weisenden Achse, der karolinische Aquädukt, die Schneisen von Eisenbahn und Autobahn aus unserer Zeit. Die Aufgabe: diese Fragmente zu einem neuen, einheitlichen System zu verweben. Die Autoren: fünf Prominente der internationalen Szene. Die Ergebnisse: weitgehend abstrakte Modelle und formalistische Zeichenübungen. Einzig die beiden Arbeiten von *Alvaro Siza* und *Francesco Venezia* weisen einen gewissen Realismus auf, in dem Sinn, daß Sie versuchen, sich an den Vorgegebenheiten des Territoriums zu orientieren und daraus die Bestimmungen für den Entwurf zu gewinnen: der Entwurf als Erforschung und Auseinandersetzung mit dem Gegebenen. Bei Siza sind es kleine, punktuelle und lokale Eingriffe, durch welche das Vorhandene beibehalten und gleichzeitig in neue Beziehungen gesetzt wird; bei Venezia ist es die Auseinandersetzung mit dem Element des „Wassers“ als einer der primären Bestimmungen der gegebenen Landschaft. Bei *Leon Krier* und *Franco Purini* vermißt man diese Auseinandersetzung *en détail*: Stattdessen werden der Landschaft allgemeingültige Modelle übergestülpt, die wenig mit dem Spezifischen des Ortes zu tun haben. Man meint, sie schon aus früheren Entwürfen zu kennen: bei Krier eine Neuaufgabe seiner Konzeption einer vorindustriellen Stadt aus autosuffizienten, kleinen Quartieren (dieses Mal nicht in Frankreich oder Luxemburg, sondern in der weiten, süditalienischen Landschaft angesiedelt), bei Purini multifunktionale Megastrukturen und komplexe Typologien einer Integration von Wohnen und Arbeiten. *Richard Plunz*, der fünfte der Gutachter, liefert eine Sammlung von pittoresken Bildern einer vergangenen Industriearchitektur – schöne Bilder aber kaum mehr.

Die holländische Architektur steht in Italien nur selten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Umso beachtlicher, daß Casabella einem ihrer Hauptvertreter dieses Mal einen ausführlichen Beitrag widmet: *Jo Coenen* wird mit fünf Projekten aus den vergangenen fünf Jahren vorgestellt. Von der Typologie und dem Kontext her sind es unterschiedliche Aufgabenstellungen – ein Neubau in der Vorstadt (Grundschule in Sittard), Umbauten durch Erweiterung (Villa van Melik) bzw. durch Entkernung (Bank in Venlo) Eingriffe in das repräsentative Stadtzentrum (Museum und Bibliothek in Heerlen) bzw. an der Peripherie der Stadt (medizinisch-soziales Zentrum bei Eindhoven) – die jedoch von einer durchgehenden Methodik und Vorgehensweise zeugen: Mit wenigen

Zeitschriftenschau



Materialien, oft rohbaumäßig belassen, werden einfache Formen und Strukturen geschaffen, die eine rationale Ordnung vermitteln. Beziehungen zur Geschichte werden sichtbar, aber es sind nicht, wie heute meist üblich, offensichtliche historische Zitate, sondern eher subtile Hinweise auf das Erbe der klassischen Moderne.

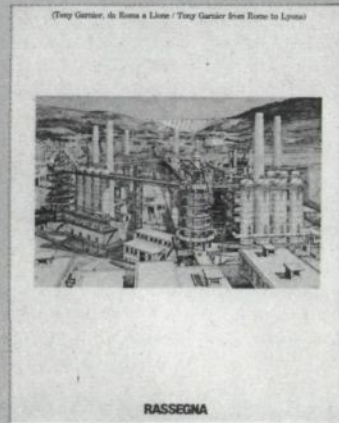
Mit dem Bauen der 20er Jahre befaßt sich auch der Auszug aus einer in Entstehung befindlichen Studie von Ulrich Paul Kahlfeldt, der hier in italienischer Übersetzung erscheint: eine umfangreiche Dokumentation der Arbeiten des bislang recht unbekannt gebliebenen Architekten *Hans Müller*, der in den 20er Jahren Chefarchitekt der BEWAG (Berliner Elektrizitätswerke) gewesen ist und während dieser Zeit eine große Zahl von Industriebauten in Berlin entworfen und ausgeführt hat.

Zum Abschluß: *Bologna* bleibt in der Diskussion. *Edoardo Salzano* äußert sich kritisch zum jüngsten Bebauungsvorschlag der Gemeindeverwaltung, die für einen Block an Stadtrand, weit außerhalb des historischen Zentrums, den Abriß solider Wohnbauten der 30er Jahren zugunsten einer Neubebauung mittelalterlicher Typologien vorsieht, wie es sie an diesem Ort der Stadt jedoch niemals gegeben hat. Ein Sanierungskonzept, das auf der typologischen Analyse des historischen Stadtgewebes basiert und in der Bologneser Altstadt Gültigkeit besaß, wird hier seines Hintergrundes beraubt und auf die Peripherie übertragen.

Michael Peterek

RASSEGNA März 84

Tony Garnier steht ganz und gar im Mittelpunkt der März-Ausgabe von Rassegna. Mit Recht, denn der französische Architekt (1869–1948) ist, von der Kunstgeschichte kaum beachtet, ein seltsam Unbekannter geblieben. Weder erfuhr seine Tätigkeit als einer der ersten französischen Städtebauer der Moderne eine ausreichende Würdigung, noch wurde der Versuch unternommen, auf seinen kreativen Werdegang im Einzelnen einzugehen. Das soll jetzt anders werden, denn die Ausgabe hat es sich zur Aufgabe gemacht,



Licht in das Dunkel um Tony Garnier zu bringen, um seiner Schlüsselstellung in der Geschichte der modernen Architektur gerecht zu werden. Ohne den Anspruch erheben zu wollen, mit einem Schlag das jahrelange Versäumnis der Kunstkritik ausräumen zu können, verdeutlicht das umfangreich vorgestellte Werk seiner Entwürfe und realisierter Bauten sehr eindrucksvoll die verschiedenartigen Einflüsse, die in seiner Person zusammentrafen und sich in seinen Entwürfen widerspiegeln. Eine Reihe von Beiträgen verfolgen die einzelnen Entwicklungsphasen von Tony Garnier und setzen das Bild mosaikartig zusammen.

Da sind zum Beispiel seine Studienjahre an der Ecole des Beaux-Arts in Paris, deren Einfluß auch in seiner späteren progressiven Phase unverkennbar bleibt; da sind, geprägt von der progressiven Architekturlehre J. Guadets, seine Bemühungen um die Entwicklung des modernen, industriellen Städtebaues. (Une Cité Industrielle, 1901) Eine wichtige Phase ist weiterhin sein mehrjähriger Rom-Aufenthalt und seine Auseinandersetzung mit der klassischen Architektur. (Restauration von Tusculum, 1904). Nicht zu vergessen Garniers enge Freundschaft mit Emile Zola, dessen Gedanken über die ideale Industriestadt („Travail“) ausschlaggebend waren für Garniers sozialen Anspruch an die Architektur. Ein ausführlicher Überblick über seine geplanten oder ausgeführten Entwürfe in Lyon runden das Bild von Tony Garnier ab, der als Vorläufer modernen Städtebaues, auch wichtiger Anknüpfungspunkt französischer Architekten der 20er und 30er Jahre war.

Rainer Lepel

AMC Nr. 5, Oktober 1984

AMC (Architecture-Mouvement continuité) erscheint nach drei Jahren wieder, aber bei einem anderen Verlag und mit neuem Programm. In der jüngsten Ausgabe präsentiert sie in geändertem Format (24 x 32) die Arbeiten von Stirling (Staatsgalerie Stuttgart), Isozaki (Bürgerzentrum Tsukuba) und von Bofill (Siedlung Antigone, Montpellier – Vgl. 77 ARCH⁺, S.

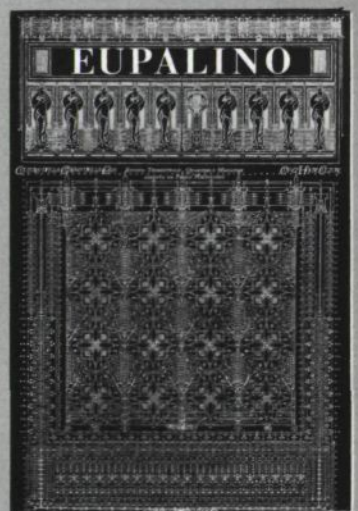
14). Die Projekte werden reich dokumentiert und jeweils durch ein Interview mit dem Architekten ergänzt.

Weiterhin enthält die Ausgabe einen Beitrag von Michel Foucault, *Andere Räume*, schon im IBA-Katalog „Idee Prozess Ergebnis“ erschienen. (S. 337) Er behandelt die räumlichen Auswirkungen gesellschaftlich vollzogener Ausgrenzungen von Institutionen wie Friedhöfen etc. – das Thema Foucaults, nunmehr aber räumlich abgewandelt.

Abgerundet wird das Heft durch einen zeitungartigen Teil zur Eröffnung des DAM in Frankfurt, zu wichtigen Neuerscheinungen (Durand, Eiffel), zu jüngeren Wettbewerben (Banlieu) und zum Bau des Finanzministeriums durch Huidobro und Chemetov. Wiederum ergänzt ein Interview mit den Architekten die Projektvorstellung.

Das Heft schließt mit einem Beitrag zur IBA. Wie international üblich, werden ausschließlich die Neubau-IBA und ihr Planungsdirektor zur Kenntnis genommen. Der Rest ist Schweigen, nein, er geht, wie es im Titelvorspann zu „L'IBA à deux têtes“ heißt, im underground unter. Er ist, so wörtlich für eine Architekturzeitschrift nicht präsentable – und eine Architekturzeitschrift will AMC unbestritten sein.

Nikolaus Kuhnert



EUPALINO Nr. 2, 1984, Primavera

An das ungewöhnliche Format (29 x 42) der jetzt erschienenen zweiten Ausgabe von Eupalino hat

man sich schon gewöhnen können, die ungewöhnliche Qualität der Abbildungen, des Lay-Outs und der Typographie überraschen allerdings von Neuem. Nichts scheint zu aufwendig, die Artikel über Architektur, Poesie, Musik, Geschichte und Malerei ins rechte Licht zu rücken und fast schon zu einem Gesamtkunstwerk zu vereinigen. Entsprechend schöngeistig bieten sich die Themen dem Betrachter. Die Antike als kulturelles Erbe wird fast in jedem Artikel spürbar. So stellt zum Beispiel Paolo Portoghesi selbst den „großen alten Herrn der römischen Hochschule“, Ludovico Quaroni in Wort und Bild vor mit zwei seiner „postantiken“ Entwürfe. Den Erweiterungsbau der Oper von Rom und einem multifunktionalen Gebäudekomplex in Palermo.

Als Zitat der Antike und auch in seiner direkten Umgebung versteht Carlo Aymonino seinen Entwurf zur Rekonstruktion des „Colosso di Roma“. Teils Statue, teils Monument soll er, wie ehemals zwischen Colosseum, Tempel der Venus und der Stadt beziehungsreich den Raum füllen und vervollständigen. Aber damit nicht genug. Auf fünf Seiten stellen Bilancioni und G. P. Consoli Theorie und Werk von Armando Brasini vor, den umstrittenen Verfechter ungestümer, verschwundensreicher antiker Kolossal- und Monumentalarchitektur mit seiner Neigung zum „troppo grande“.

Einfühlsamer und realistischer nehmen sich dagegen zwei sehr verschiedenartige Entwürfe von Venturi, Rauch & Scott Brown an. An beiden vorgestellten Beispielen, dem „Helm House“ auf Long-Island und dem Wettbewerbentwurf einer Moschee in Bagdad, verdeutlicht A. De Bonis Venturis Methoden zum Entwurfverständnis.

Auffallend auch, daß in dieser Ausgabe neben der Architektur noch Platz bleibt für benachbarte Künste wie Musik, Poesie, Literatur oder Malerei. Zum Beispiel unter dem Titel „News from Nowhere“, Geschichten von und mit William Morris, oder der Artikel über Oskar Kokoschka mit hochwertigen Abbildungen seiner Aktzeichnungen.

Zum Abschluß gibt es noch einen Rückblick auf die Biennale in Venedig und einen Ausblick auf das kommende Heft. Anhand des Erweiterungsbaues für das Teatro Carlo Felice in Genua will man die verschiedenen Entwurfsphasen des Projektes von Gardella, Rossi und Reinhard aufzeigen und eine erste Bilanz ziehen. (Vgl. 75/6 ARCH⁺, S. 14)

Rainhard Lepel

TRANSPARENT 5/6-84

Im Jahre 1984 erscheint Transparent im 15. Jahrgang. Ein Jubiläum, das üblicherweise nicht gefeiert wird, hier nicht gefeiert werden soll, das aber zum Anlaß für einen Hinweis auf diese Zeitschrift genommen werden kann. 15 Jahre eine Art „ein Mann Betrieb“; Redakteur, Herausgeber, Verleger, alles die gleiche Person. Für publizierte Beiträge wird kein Honorar gezahlt. Eine Zeitschrift, die trotzdem von der Mitarbeit ihrer Leser lebt, und das sehr lebendig.

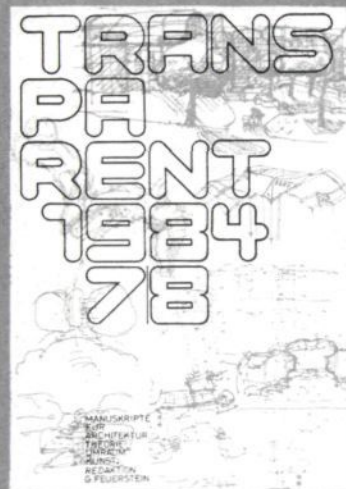
Das doppelte Titelblatt, über der ganzseitigen schwarzweiß Kopie

eines Fotos ein Blatt Transparent-Papier mit Titel und Ziffern für Jahreszahl und Heftnummer, visualisiert die angestrebte Transparenz, symbolisiert die Relationen, die in und zwischen den Beiträgen immer wieder erkennbar werden. Umwelt – Umräum – Architektur – Kunst – Theorie, die kausale und reale Kette der Bezüge und Zusammenhänge für Umräumgestaltung nicht nur auf den Titelblättern, sondern auch auf den DIN-A4-Seiten der Hefte, die fotomechanisch vervielfältigt werden. Ein Inhaltsspektrum, das auch nach 15 Jahren immer noch aktuell und immer wieder auch auf Zukunft gerichtet ist.

Aus dem Inhalt von Heft 5/6-84: Architektur-Preisträger der Jahre 1983/84, ihre Werke und Arbeitsweisen; K. E. Polgar, H. Hollein, W. M. Förderer, R. Meier, F. Mascher & I. Windbichler. – Grenzen der Partizipation bezogen auf ein konkretes Projekt. – Text einer Sendung im ORF, Buchbesprechung.

Kein Hochglanzpapier, keine gestochen scharfe Fotos; Manuskripte, die zum Nachdenken anregen. Arbeitshefte, in denen transparent wird, wie Planung und Gestaltung des Umrums betrieben wird, betrieben werden könnte.

W. V. Hofmann



archithese 1, 2, 3-84

archithese, Anfang der 70er Jahre aus den Verbandsmitteilungen der FSAI (Fédération Suisse des Architectes Indépendants) hervorgegangen, hatte – soweit sie mir bekannt war (bis 1974) – den Charakter einer kritischen architekturtheoretischen und -geschichtlichen Schriftenreihe; verantwortlich für den Inhalt des Hauptteils waren damals einem Sanierungsvertrag mit dem Verleger NIGGLI zufolge (1972) der Redakteur und der Verleger; nur die Redaktion des kleinen Verbandsteils der FSAI oblag dem FSAI. Heute – nach 10 Jahren – präsentiert sich die Zeitschrift nicht nur mit einem anderen Hettformat. archithese wird wohl weiterhin von NIGGLI verlegt, doch nun von der FSAI herausgegeben; archithese, eine „Schriftenreihe für Architektur und Kunst“, ist das offizielle Organ der FSAI. Die Zeitschrift gliedert sich grob in drei Teile: Hauptteil mit Beiträgen zu einer Themenstellung, sog. Bauchronik, in der neuere Projekte vorgestellt werden, und Magazin ähnlich der ARCH⁺-Zeitung (Architektur, Kunst, Ausstellungen, Buchrezensionen, FSAI-Infoma-



tionen u. a.). Im folgenden werde ich mich vorrangig auf den Hauptteil der Zeitschrift und auf m. E. erwähnenswerte Beiträge des Magazins beschränken.

Schwerpunktthema der archithese 1-84 ist „Architektur-Machen in den 80er Jahren“, eine Kombination von „Gesprächen mit Architekten“ und „Bauchronik“; es geht dabei um „Innenbeschreibungen“ von Architektur durch die „Macher“ – mit Ausnahme zweier Beispiele vorrangig von freistehenden Einfamilienhäusern in Einfamilienhausquartieren. In den Gesprächen kommt das zum Vorschein, was zur Zeit in der neueren Architekturdiskussion en vogue ist; sie kreisen um Vokabeln wie „Ort“, „Gesicht“ des Hauses, „Schichtung“ des Raumes, Typus, Symmetrie, Allgemeines und Besonderes, Synthese, autonome oder elementare Form, Material und Farbe. Was an „Architektur“ abgebildet ist oder besser: inszeniert wird, bewegt sich zwischen Abarten von Prostyl- und Amphiprostyl-Tempeln, Würfeln mit Flach- oder Walmdach, cour d'honneur-Typ (Doppelhaus) und formal aufgemotztem traditionellem Langhaus oder Winkeltyp mit Satteldach, deren manchmal augenscheinliche Banalität durchweg mit traditionellen Grundrissen korreliert. Nutzungskonzeptionen oder Probleme des Gebrauchs bzw. Aneignung tauchen in den Gesprächen ebensowenig auf, wie Menschen auf den Abbildungen; „Wohnen“ – sofern es in dieser Bühnenarchitektur überhaupt gedacht wird – erscheint als untergeordnete, nur geduldet Funktion dieser „Familienhäuser“.

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist ein Bericht im Magazin über ein Seminar „Gute Architektur“, das im Herbst 1983 vom Baseler Hochbauamt zusammen mit der FSAI und anderen Berufsverbänden veranstaltet wurde. Was als „gute Architektur“ in der heutigen Gesellschaft, in der die „Kultur“ zerstückelt sei und eine „Gemeinsamkeit der Werte“ fehle, zu gelten habe, darüber waren sich die beteiligten Architekten trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzung relativ einig: „Gute Architektur“ sei gekennzeichnet durch „prägende Kennzeichen für die Funktion“ (Campi), durch „seriöse Auseinandersetzung mit dem Bauauftrag“, den „logischen funktionellen Aufbau der Aufgabenstellung“, ein „klares Verhältnis jedes Baues zum Ort“ unter Einbeziehung der „historischen Substanz“ (Blumer) und



durch die Erfüllung von drei Bedingungen: „Solidarität (vermutlich Solidarität – E. K.), Nützlichkeit und Schönheit“ (Schnebli); nur Kleihues verwies dabei auf die Relativität der Beurteilung von Architektur, die „stets auch von der Wahrnehmung des Einzelnen“ abhängt. Konkreter wurden die Vertreter der sog. „Investitionswirtschaft“: Gutes „Design“ sei auch gut für's Geschäft (Whyte, IBM); Vermietbarkeit gehe vor „Preis-Architektur“ (Rutz, Schweizerische Rentenanstalt). Bemerkenswert sind auch zwei weitere Beiträge des Magazins über den Erweiterungsbau des Kunstmuseums Bern (Atelier 5); dieser Museumsbau scheint wie das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt (Vgl. u. a. ARCH⁺ 75/76) ähnliche Kontroversen auszulösen: „Ort des Kunstwerks“ vs. „Wahrnehmungsmaschine“.

Die Planungsanstrengungen zur Umgestaltung der Stadt Genf und die konkrete Stadtbaupraxis zwischen 1929 und 1949 sind das Hauptthema der archithese 2-84. Eine Bilanz dieser Jahre zieht Brulhart unter dem Titel „Das große Gefälle 1929-1949“. Die planerischen Grundlagen für die städtebauliche Entwicklung Genfs, die von überlokalen Interessen und Entscheidungen geprägt wurde, z. B. die Lokalisation des Völkerbundes in dieser Stadt, schufen C. Martin und M. Brillard schon in den Jahren 1918 bis 1928: Vorbereitung von „Groß-Genf“ und Einleitung von Maßnahmen und Planungen zur Linderung der Wohnungsnot, zur Stadterneuerung und -erweiterung („Gartenvorstädte“, „Erneuerung des Stadtzentrums“). Die geplanten und teils ausgeführten Großprojekte (Stadterweiterungen, Völkerbundspalast u. a.) entfachten in den folgenden Jahren eine politische und fachliche Debatte, die zwischen Internationalismus und Provinzialismus schwankte. In dieser Debatte gewann mit Unterstützung der Fachpresse die „Moderne“ zeitweise die Oberhand. Nach dem Wahlsieg der Sozialdemokraten 1933, der Konsolidierung der Rechtsparteien und vor dem Hintergrund der in den Vordergrund rückenden architektonischen und städtebaulichen Leitbilder aus Frankreich und dem faschistischen Italien scheiterten alle weiteren Planungsvorhaben der „Moderne“ am Widerstand der politischen Rechten, an der sinkenden Finanzkraft der Kommune und an den Blockierungen durch die Banken. Der Vergleich zwischen den er-



Ort/Lieu

geizigen und radikalen Stadterneuerungs- und Erweiterungsplänen der „modernen“ Planer, die im Richtplan 1935 für Genf kulminierten, und den tatsächlich ausgeführten Projekten zwischen 1929 und 1949 zeigt deutlich die große Diskrepanz zwischen Planung und Verwirklichung. Leveilles Beitrag, „Genf, Richtplan 1935, Maurice Brillaud“, beschäftigt sich eingehend mit dem Richtplan 1935, der nach seinem Verfasser Brillaud-Plan genannt wird. Dieser Plan wurde nie publiziert und geriet in Vergessenheit. Brillaud schlug einen offenen, homogenen und großzügigen Stadtraum für das gesamte Stadtgebiet vor. Dem Plan zufolge, der die gesamte Stadt und die neuen Stadterweiterungen mit der Zeilenbauweise überzog, sollten dem Raumkonzept die alten Stadtquartiere und die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts zum Opfer fallen; nur die „Haute ville“, auf ihre geschichtliche Dimension begrenzt, blieb verschont. Im Zusammenhang mit der Genfer Stadtplanung und den damaligen Projekten von Interesse sind zwei weitere Beiträge: der eine von Devanthery u. a. („Pas de détails pour les transformations“) über die Bergstation „téléphérique du Salève“ (1932) und das Wohnhaus „Les Tilleuls“ (1930) von M. Brillaud und der andere von Brulhart („Ein Architekt und Städtebauer im Spiegel seines Nachlasses“) über den Architekten A. Hoechel, der eine nicht unwesentliche Rolle sowohl in der Stadtplanungspraxis als auch in den Diskussionen um die Neu- und Umgestaltung der Stadt spielte.

Nach der für eine adäquatere kritische Reflexion über die „Moderne“ interessanten Themenstellung des zweiten Heftes kreisen die Beiträge in *archithese* 3-84 zentral um den Begriff „Ort“, der in der neueren architekturtheoretischen Diskussion an Bedeutung gewonnen hat. Im Mittelpunkt der kritischen Auseinandersetzung mit diesem Begriff steht die in Mode gekommene phänomenologische Auffassung von „Ort“, so wie sie von Norberg-Schulz („genius loci“) postuliert wird; hierbei geht es um das „geistige Schauen“, um „Intuition“ bei der Erfassung des physischen und kulturellen Charakters eines „Ortes“. Der Begriff „genius loci“ impliziert – so sinngemäß Malfroy („Von Ort zu Ort“), daß der Raum in absoluten Begriffen als abgeschlossenes System und „die Kultur als eine unveränderliche, an ein bestimmendes

natürliches und ethisches Substrat gebundene Erscheinung“ gedacht werden. Werde dem Phänomen „Ort“ vertraut und seine Kulisse mit ästhetischen und metaphysischen Kategorien erfaßt, so entstehe zwangsläufig die Gefahr der Geschichtsfälschung und Standortlosigkeit (vgl. Nosedá, „Ort-Heimat“). Zum phänomenologischen Analyseverfahren zur Wiedererweckung der verlorengegangenen Werte, der Einmaligkeit des „Ortes“ und seiner Identität durch „Lesen“ und Interpretation der physischen und kulturellen Merkmale des „Ortes“ und Entwurfsverfahren mit dem Ziel, auf der Grundlage der „analytischen“ Anhaltspunkte die physischen und kulturellen Werte des „Ortes“ wieder „erlebbar“ zu machen, merkt Bosshard u. a. („Die Quadratur des Ortes“) kritisch an: Zum einen würden die für den Entwurf bestimmenden Merkmale lediglich aufgrund ihrer markanten Erscheinung in der Landschaft ausgewählt unter der stillschweigenden Annahme, damit gleichzeitig auch die kulturellen Merkmale erfaßt zu haben, und zum anderen käme es kaum zu einer Problematisierung einerseits der Art und Weise kollektiver Bedeutungszuweisung und Sinnhaftigkeit der ausgewählten Merkmale in ihrer historischen Veränderung und andererseits des Charakters des Verstärkungsprozesses; somit gerate dieses Verfahren, das die Architektur zu einem System räumlicher Formeln reduziere, in die Nähe des Ahistorischen und Formalistischen. Für Malfroy erscheint die Beschwörung des „genius loci“ als Weigerung zur Veränderung der Raumstrukturen, als Widerstand gegen das Ziehen neuer kultureller Grenzen und als Versuch, den „vage gespürten genius loci durch protektionistische Maßnahmen gegen jede Form von kulturellem Austausch schützen zu wollen“, oder – wie es Steiner („Vom Ort absehen...“) ausdrückt – der Locierung eines „architekturtheoretischen genius“ folge „auf der Stelle die juristische Exekution“ (Denkmal-, Geschäfts- und Heimatschutz, Gestaltungssatzungen). Steiner stellt die Frage, warum der Norberg-Schulz'sche „genius loci“ „in den Herrgottswinkel des halt-suchenden Architekten gewandert“ sei; durch die „philosophische Hintertür“ werde der Architektur eine Bedeutung zugeschrieben, die sie nicht mehr haben könne. Malfroy vermutet, daß der phänomenologischen Architekturtheorie die Annahme zugrundeliege, die Architektur sei eine „abbildende Kunst“ – „nichts aber steh(e) weniger fest als das“. Für Steiner hingegen ist schon der „besetzte Ort“ ein Anachronismus; die Architektur könne einem „Ort“ Bedeutung nicht verleihen, weil es diesen „Ort“ nicht mehr gäbe.

Kontinuität und Identität sind für Nosedá, die den Ort als Handlungsort begreift, nur möglich, wenn die überlieferten Dinge und Strukturen eines Ortes vom gegenwärtigen Standort aus interpretiert und „ihrem Sinn gemäß für heutige Bedürfnisse anverwandelt“ würden; Entwerfen für einen Ort bedeutet für sie nicht nur, im Zweifelsfalle parteiisch interpretierende Geschichtsschreibung mit architektonischen Mitteln, sondern vor allem

Schaffung eines Handlungsorts für den Einzelnen und die soziale Gruppe zur Verwirklichung ihrer eigenen Geschichte. Steiner hingegen fordert, daß sich die Architektur dem Anspruch, einem besetzten Ort Bedeutung geben zu wollen, entziehen müsse; eine neue Architektur könne nur aus dem Irgendwo-und-überall-Ort, d. h. „dem, den Mächten städtischer oder dörflicher Gestaltungssatzungen entzogenen Niemandsland“, kommen; er persönlich ziehe deshalb „dem genius loci einen anarchischen, einen ungesetzlichen 'Kontext' der Verweigerung vor“, um sich die Freiheit offenzuhalten, das „Abenteuer des Nicht-Ortes“ auszukosten.

Die Beiträge vor allem von Snozzi („Der Ort oder die Suche nach der Stille“) und Caniggia („Vom Werden des städtischen Ortes“) werden vor diesem Hintergrund – sicher unfreiwillig – zu anschaulichen Beispielen für die Kritik am phänomenologischen Begriff von „Ort“ und den entsprechenden Entwurfsverfahren. Es ist recht lesenswert, was hier als gesicherte „Erkenntnisse“ und „Wahrheiten“ aufgetischt wird und welche Rolle im Prozeß der Wiedererweckung des „Ortes“ der Architektur und dem Architekten zufallen soll.

Die anvisierten Themenschwerpunkte der folgenden Hefte sind: Öffentlichkeit, Aufbau, Wiederaufbau, Reconstruction und die IBA Berlin.

Erich Konter

Housing Review, Jhr. 33, Nr. 5, Sept/Okt 1984

Mit dieser Ausgabe der Housing Review feiert die herausgebende Gesellschaft, der Housing Centre Trust (HCT) sein fünfzigjähriges Bestehen. Die Ausgabe enthält einen ausführlichen Rückblick auf die Geschichte des HCT und einen breiten Überblick über aktuelle, wohnungspolitische Themen.

Der HCT wurde 1934 als freier Zusammenschluß zur Förderung von Öffentlichkeit in allen wohnungspolitischen Fragen gegründet. Das Hauptthema des HCT damals war die Behebung des Wohnungselends der Slums und die Propagierung von Wohnungsmindeststandards. Gleichzeitig verstand sich der HCT als Forum des Informations- und Meinungsaustausches für alle im Wohnungswesen Beschäftigten, die sich erst allmählich als eigene Berufsgruppe zu professionalisieren begannen. Zentrale Bedeutung für das Selbstverständnis des HCT hat bis heute seine parteipolitische, konfessionelle und staatlich-institutionelle Unabhängigkeit, sowie seine Orientierung an praktischen Fragen und konsensfähigen Forderungen. Mit seinen Tagungen und Seminaren, der Herausgabe der Zeitschrift, den Stellungnahmen zu Regierungserklärungen und Gesetzesentwürfen gehört der HCT heute zu den anerkannten Institutionen der wohnungspolitischen Meinungsbildung, an der Praktiker, Politiker und Wissenschaftler gleichermaßen beteiligt sind.

Aus dem aktuellen wohnungspolitischen Teil der Ausgabe möchte ich den Artikel von M. Gibson, Dozent an der Polytechnischen Hochschule Birmingham,

und M. Langstaff, Direktor bei Family Housing Association, herausgreifen. Thema des Artikels ist der wachsende Bestand an Wohnungen mit hohem Instandsetzungsbedarf (mehr als 7000 L notwendige Investitionen) und der als unbewohnbar geltenden Wohnungen, ein Problem, daß alle Wohnungsbausektoren betrifft. Nach Schätzungen der AMA (Association of Metropolitan Authorities) fallen jährlich 110 000 Wohnungen neu unter eine der beiden Kategorien. Für die Zukunft bedeutsam sind die Probleme der mangelnden Instandhaltungen im Eigenheimsektor, wo eine wachsende Zahl von Besitzern ihre Häuser aus Gründen der Armut und/oder des Alters vernachlässigen, und die baulichen Defekte und gravierenden Wohnumfeldmängel etlicher kommunaler Sozialwohnungssiedlungen aus den fünfziger, sechziger und frühen siebziger Jahren. Allein für die Sanierung von Sozialwohnungen rechnet die AMA mit einem Investitionsbedarf von 10 000 Millionen L. Die staatliche Wohnungspolitik der letzten fünf Jahre reagierte auf diese Situation mit:

- Konzentration der Fördermittel auf Modernisierungszuschüsse an private Eigentümer, Zuschüsse die wegen der bezuschußten Kosten-



obergrenzen für größere Instandsetzungen/Modernisierungen kaum geeignet sind.

- Einrichtungen von „Priority Estate Projects“ zur Förderung und Erforschung von Problemgebieten im kommunalen Sozialwohnungsbau,

- radikale Kürzung der staatlichen Mittel für kommunale Wohnungsbauförderung. In nächster Zukunft ist von Seiten der Zentralregierung zu erwarten:

- Kürzung der Modernisierungszuschüsse an private Hausbesitzer, Kopplung der Vergabe an Einkommensnachweise, um die wenigen Mittel auf die Bedürftigsten zu konzentrieren,

- wenig Einsicht in die baulichen und sozialen Probleme im kommunalen Sozialwohnungsbau; statt angemessener Förderung Vertröstung auf Reformen der Wohnungsverwaltung und Ausbau der Mietermitbestimmung.

Außerdem wird es weitere Einbrüche in die kommunalen Haushaltsbudgets geben, wenn der Bestand an privatisierbaren Sozial-

wohnungen ausverkauft sein wird.

Die Autoren setzen die sich abzeichnende Krise der Wohnungserneuerung in einen gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang unter den Stichworten: „marginalisation“ (wachsende Anzahl dauerhaft Arbeitsloser und unterbezahlt Beschäftigter), „commodification“ (das Gut Wohnen wird zunehmend zum Mittel privater Vermögensbildung und wird über marktförmige Prozesse verteilt) und „residualisation“ (Abschieben sozialer Probleme in abgegrenzte und abgewertete Restbereiche, z. B. in einen reduzierten und vernachlässigten kommunalen Sozialwohnungssektor). Die Mehrheit der Bevölkerung profitiert von dieser Politik auf Kosten der Schwächsten und es ist dieser tiefgreifende Interessengegensatz, der eine konsequente Wohnungserneuerungspolitik verhindert. Für die Zukunft zeigen die Autoren drei mögliche Wege auf:

● Die geplanten Kürzungen in der Wohnungsbauförderung werden durchgeführt und führen zum weiteren Nachlassen auch privater Investitionstätigkeit v. a. in innerstädtischen Altbaugebieten, weil die öffentlichen Vorleistungen ausbleiben, und zu vermehrten auch ge-

walttätigen sozialen Auseinandersetzungen

● Flächensanierungen werden wieder aufgenommen und führen fast zu unlöslichen Problemen der Entschädigung und der Ersatzwohnraumbeschaffung in den durch gemischte Besitzverhältnisse gekennzeichneten potentiellen Sanierungsgebieten. Solange diese Probleme nicht gelöst sind, kann es nur zur Lähmung ganzer Stadtviertel durch unrealisierbare Planungsabsichten kommen.

● Angemessene Ausstattung der Kommunen mit staatlichen Subventionen und Entscheidungsbefugnis zur Durchführung einer wirksamen „behutsamen Erneuerung“ (gradual renewal). Elemente können sein: 100% Zuschüsse an Hausbesitzer, Aufkauf privater Mietwohnungen durch Housing Associations, Grundinstandsetzung ganzer Straßenzüge durch die Kommunen etc.

Für die Autoren ist allein die dritte Alternative eine positive Antwort auf die aktuellen Probleme. Unverzichtbare Voraussetzung ist eine erhebliche Steigerung der staatlichen Wohnungsbauförderung und eine Reform des Förderungssystems.

Katrin Hater

Spielräume

Zum Stichwort Spiel fällt Architekten und Planungsverantwortlichen auch heute noch meist nicht mehr ein als Kinderzimmer und Spielplatz. Das Jahr des Kindes hat langfristig weniger Spuren im Stadtraum hinterlassen als der Denkmalschutz. Selbst das einst so fortschrittlich empfundene „Abenteuer“ auf eigens dafür hergerichteten Erlebnisgettos zieht sich dahin, während daheim Vater & Sohn ratlos am Joystick fängern.

Die Architektur hat das Spiel (eben nicht nur Kinderspiel) in den letzten Jahren stillschweigend ins Thema Wohnumfeld integriert, wo es dann sang- und klanglos durch die Ritzen der Straßenmöblierung gesickert sein mag. Verkehrsberuhigung allein schafft Voraussetzungen, aber noch kein Spielgelände. Jenseits der Reissbrettränder zeichnet sich dagegen eine Spielerenaissance ab, die von den professionellen Raumgestaltern erst nach Feierabend zur Kenntnis genommen wird. Ich nenne das eine Renaissance, denn es trägt alle Anzeichen, die über einen Boom hinausgehen. Videospiele hatten einen Boom über wenige Saisons, aber sie werden nur abgelöst durch den Home Computer, der das Zeug zu einem neuen Spiele-Klassiker besitzt. Hier kommt die elektrische Eisenbahn unseres Zeitalters – wer will schon noch Lokführer werden.

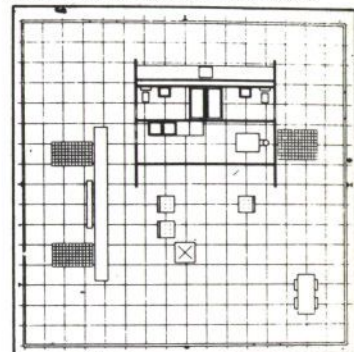
Gleichzeitig werden alte Klassiker liebevoll neu aufgelegt und Vergessenes wiederentdeckt. Dame, Mühle, Backgammon, Schach werden laufend ergänzt durch archaische Verwandte, die schon Pharaonen den Weg ins Jenseits verkürzen sollten.

„Planspiele“ – bei Architekten und Planern der 60er Jahre als Arbeitsinstrument für die Avantgarde unerlässlich – waren schon totgeglaubt. Heute feiern sie eine fröhliche Auferstehung als Spielzeug auf dem Wohnzimmertisch. Sei es als „Fantasy-Rollenspiel“ (soll wahrscheinlich andeuten, daß der Phantasie kein Raum bleiben darf), sei es als „Ökospiel“ (Simulation von Gleichgewichtsprozessen zwischen Spielern, die nur kooperativ gewinnen können), sei es als Lernspiel wie die von der AG Spiele und Entwicklungspolitik herausgegebene, leider trist gestaltete Reihe.

Was hat dies weiter mit Architektur zu tun? Vor allem das: Spiel, ein alle Lebensbereiche durchziehender Kulturausdruck ist immer räumliches Spiel. Spiele und ihre Regeln gelten in einem gleichzeitig dafür definierten Raum, sei es als Brett, Bühne, Stadtion, Straßenraum oder Hotel-Lounge. Ausgangspunkt der Gestaltung ist eine rituelle Geometrie, die sich in den verschiedenen Kulturen nur unwesentlich unterscheidet. Diese räumliche Symbolik der jeweils geltenden Kosmologie findet sich im Spielbrett ebenso wie in den Ordnungsprinzipien früher



Vastu - Purusha - Mandala, Brahmanische räumliche Kosmologie

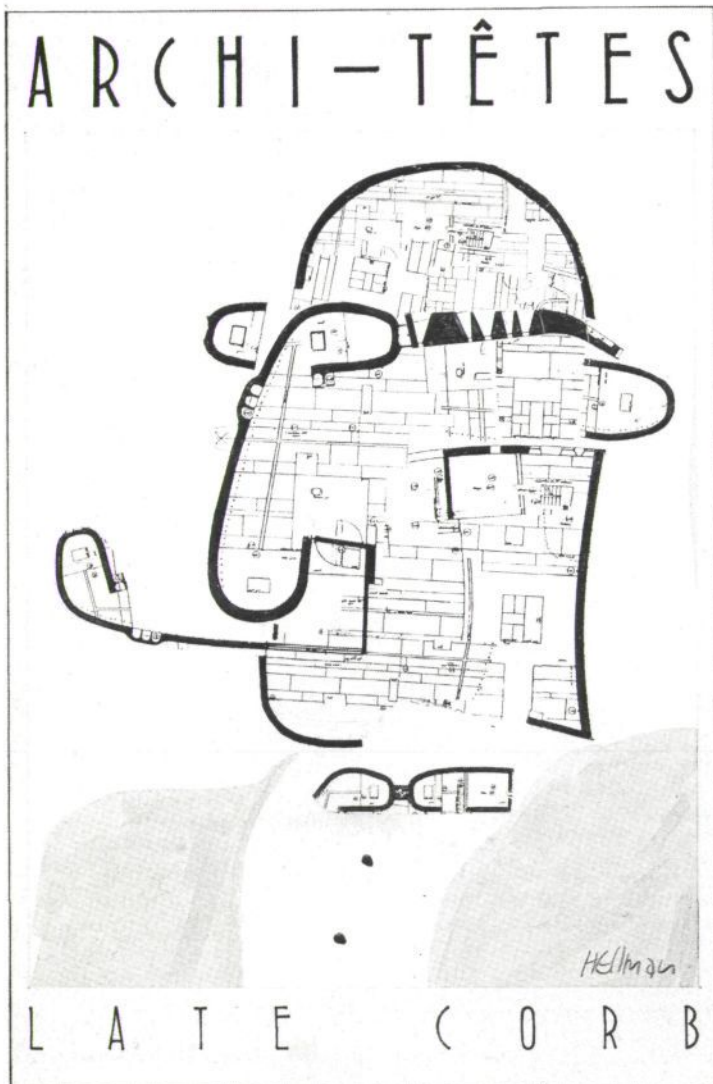


Mies van der Rohe, Glaspavillon mit 4 Säulen (1926)

Süden

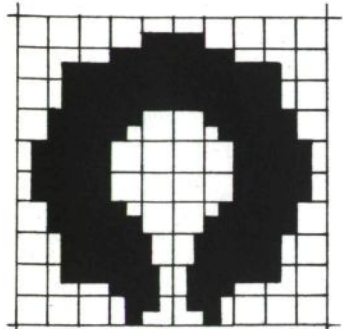


Norden

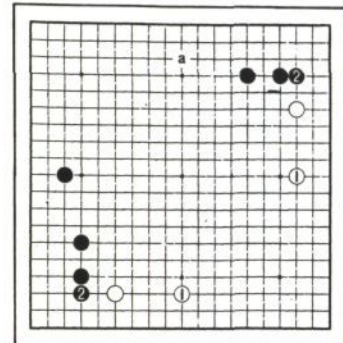


Zeichnung von Louis Hellman, Architectural Review

Architektur. Aber auch heute noch spricht man vom „Schachbrettmuster“ einer Stadt. Labyrinth illustrieren den Wandel deutlicher: Vom magisch-rituellen Symbol über die militärisch-taktische Anlage (Troja) zum illustren Gartenspiel der Renaissance bis hin zur heutigen Verwendung in der Verkehrsführung, mit der „unein-



Eine der Grundformen nordindischer Heiligtümer



Go-Spielbrett



Chinesisches Schach Hsiang Ch'i

geweihte“ Autofahrer vom Eindringen in die Innenstadt abgeschreckt werden sollen.

Letztlich ist jede architektonische Gestaltung ein Spiel mit – heute nicht mehr ritueller – aber elementarer Geometrie. Die Moderne legte erneut die Elementarformen bloß, aus denen sich letztlich alle klassischen Stile zusammenfügen. Kitsch und Krampf fangen da an, wo dies vergessen wird. Verständnisloses Formzitat ist schlechtes Spiel. Die in dieser Hinsicht etwas naseweise „Nachmoderne“ balanciert da hart an der Grenze, einige ihrer besten Entwürfe sind gutes Cabaret. Auch Theater findet nicht nur im Theater statt. Legte sich früher die Kleinstadt gerne einen Boulevard an um ein bißchen Metropole zu spielen, so spielt die Metropole heute Provinz, indem sie ihre übrig gebliebenen Gäßchen zu Bühnenbildern idyllischen „Stadtlebens“ herrichtet. Auf diesen Gassen hüpfen keine Kinder das Hickelspiel (Hopse), hier werden Märkte inszeniert. Hier wird Umsatz gemacht, aber auch die Grenze zwischen Akteur und Publikum tatsächlich überschritten.

Das Monopoly mit unserer wirklichen Welt schreitet voran. Schaffen wir, erhalten wir Spielraum.

Thomas Bandholtz

BBU trennt sich von der Zeitschrift „Umwelt-Magazin“

Der Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz e. V. hat auf seiner Vorstandssitzung am vergangenen Wochenende den Organvertrag mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Umweltmagazin“ mit sofortiger Wirkung gekündigt. Er will die seit sieben Jahren erscheinende Zeitschrift nicht wei-

terbeziehen. Der Beschlußwortlaut, der mit einer knappen Mehrheit von 6 gegen 4 Stimmen angenommen wurde, begründet die Entscheidung nach Worten des BBU-Sprechers Jo Leinen damit, daß die „Zahlen des Umweltmagazin-Verlages nicht klar seien“ und der BBU nicht mehr in der Lage sein, seine Zahlungsverpflichtungen bei Abnahme der Hefte für seine Mitgliedsgruppen und Förderer zu erfüllen. Der BBU sei derzeit zahlungsunfähig und habe im August die Gehälter seiner Mitarbeiter nicht auszahlen können. Die Redakteure und Mitarbeiter des Umweltmagazins weisen die Vorwürfe zurück und sehen in der Kündigung den Versuch, ein kritisches Organ der Umwelt- und Friedensbewegung zu zerstören. Das Umweltmagazin hatte mehrfach kritisch über Unregelmäßigkeiten bei Wahlen und Finanzen des Verbandes berichtet. Sie wollen mit geeigneten Mitteln gegen die Entschließung vorgehen und wenden sich derzeit an Bürgerinitiativen und Förderer in der Ökologiebewegung, um durch weitere Abonnements und Spenden die durch das Ausscheiden des Herausgebers auftretenden Verluste auszugleichen und das weitere Erscheinen der Zeitschrift zu sichern.

Solltet ihr das Umweltmagazin unterstützen wollen, ruft an: Umweltmagazin Redaktion: 0 30-6 18 20 97/98 (von 11-18 Uhr) oder die Privatnummern der Redakteure: Jürgen Peter Esders: 0 30-7 84 69 04 Jochen Lange: 0 30-4 53 77 66

aus: Wohnen & Umwelt, Nr. 4, 1984

Tagung der AG SPAK-München

„Alternative Sanierungsträger oder Wohnungsgenossenschaften Sanierungsmodelle nur für Hausbesitzer und akademischen Mittelstand?“

Am 23./24. Juni dieses Jahres trafen sich wohnungspolitisch Interes-

sierte und Organisierte aus ganz Deutschland im Waldschlößchen in Göttingen.

Neben Berichten aus dem Alltag der Initiativen gab es drei Vorträge mit den Themen:

● StattBau Berlin – alternatives Sanierungskonzept für besetzte Häuser?

● Erfahrungen aus der Provinz: Über die Schwierigkeiten in Hamburg einen alternativen Sanierungsträger auf die Beine zu bringen (StattBau Hamburg).

● Sanieren im Genossenschaftsmodell (Genossenschaft Selbsthilfe Linden, Hannover).

Wer an dem 4seitigen Protokoll interessiert ist, kann es über den AG SPAK München beziehen.

Außerdem freuen wir uns über Rückmeldungen zum Verlauf der Tagung sowie über inhaltliche Vorschläge für die Vorbereitung eines Seminars im kommenden Jahr, in dem die Diskussion fortgesetzt werden soll.

AG SPAK München
Projektbereich Stadtteilarbeit
Kistlerstraße 1
8000 München 90

aus: Wohnen & Umwelt, Nr. 4, 1984

Wissenschaftsläden im Aufbruch

Im Juli dieses Jahres ist die Nullnummer des AWILA-Rundbriefes erschienen, sie enthält vor allem das Protokoll der Wila-Tagung im Mai bei Göttingen, befaßt sich also mit dem Themenschwerpunkt „Finanzierung und Professionalisierung“.

Der Rundbrief kann für 6,- DM bezogen werden beim Wissenschaftsladen Berlin e. V. Fichtestraße 26 1000 Berlin 61 Kto.-Nr. 1 440 005 652 Sparkasse der Stadt Berlin West BLZ 100 500 00

aus: Wohnen & Umwelt, Nr. 4, 1984

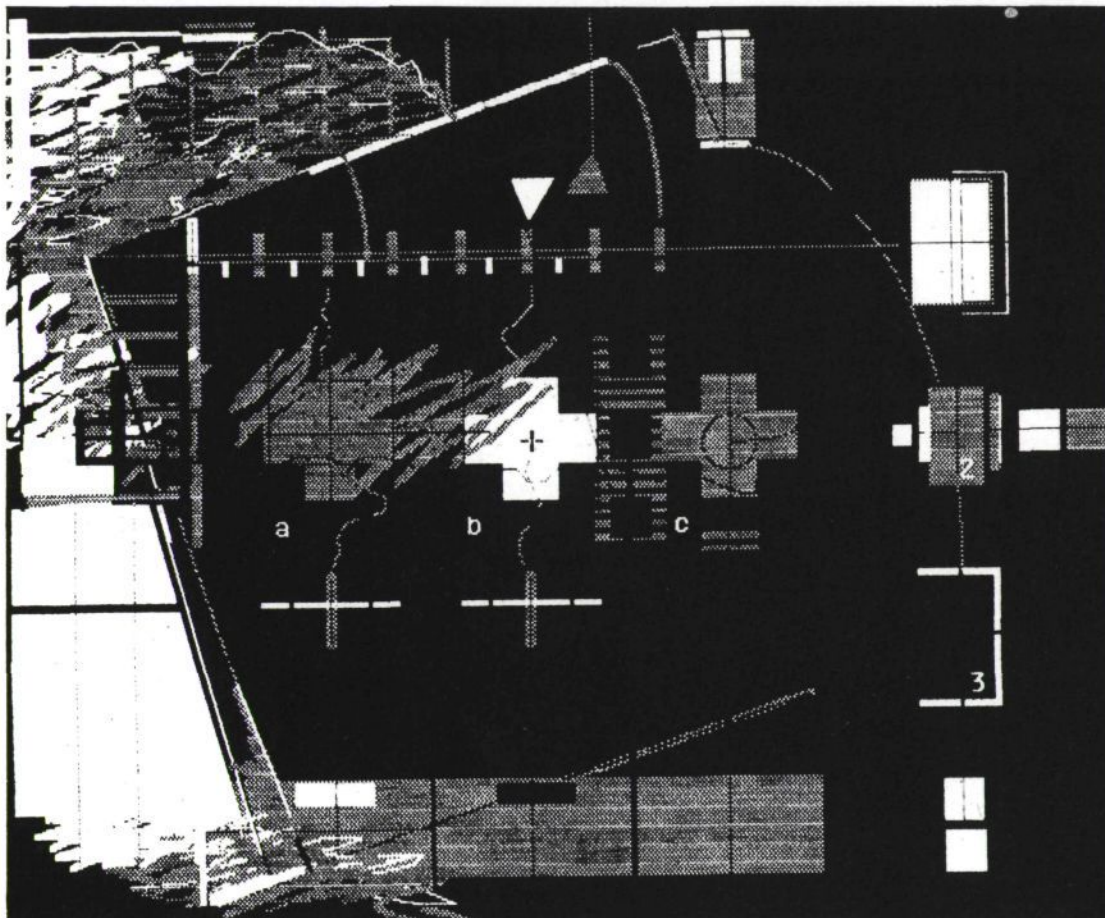
Werksiedlungen im Aachener Revier

Das Gesicht des Aachener Reviers ist vom Steinkohlebergbau geprägt. Er gilt als der älteste in Europa. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts wurde von den Gruben und Bergwerksvereinen ein umfangreicher Siedlungsbau betrieben. In diesen Siedlungen finden wir eine große Vielfalt an Haustypen, die fast alle, ähnlich wie in den Ruhrgebietssiedlungen über einen eigenen Stall und großen Nutzgarten verfügen. Anders als im Ruhrgebiet hat es sich noch nicht herumgesprochen, daß es sich dabei um schätzenswerte Wohnqualität handelt. So sind mehrere Siedlungen von Abriß und Privatisierung bedroht.

Ein Studien- und Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Planungstheorie, RWTH Aachen (Projektleitung: Sabine Kraft) macht auf diese bisher überhaupt nicht bekannten Siedlungen aufmerksam. Eine Wanderausstellung, die im November in der Architekturabteilung in Aachen begonnen hat und voraussichtlich im Dezember in Eschweiler und im Januar in Baesweiler sein wird, versucht, das Problem der Erhaltung dieser Siedlungen anzusprechen.



Foto: Kaspar Stevens



CAD-Journal 1

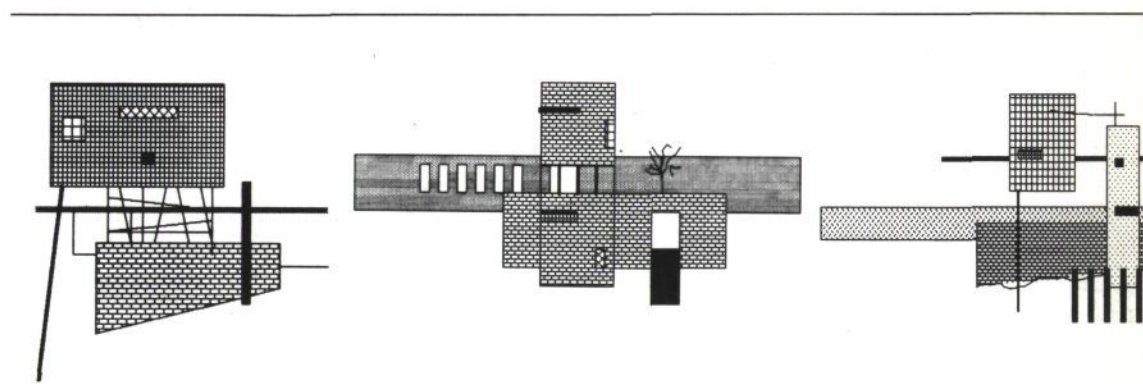
In Thom Mayne's graphischer Analyse eines Morphosis-Hauses repräsentieren die drei Kreuzformen (Mitte) die Hauptvolumen; links oben Bibliothek in Schnitt und Isometrie; die drei Rechtecke rechts stellen das Studio, die Dachterrasse und das Bad dar. Die anderen Zeichen repräsentieren Oberlichter und Türen, während die Linien die Beziehungen zwischen den Elementen verdeutlichen.

CAD - Computer aided Design, Kürzel und Bezeichnung, die neuerdings gleichermaßen zu Hoffnung wie Unbehagen, oder gar Angst beitragen. Neues Wundermittel, Garant in sich stimmiger und raffinierter Entwürfe oder Haupthebel der Rationalisierung in Architektur- und Ingenieurbüros. Wahrscheinlich ist die reale Entwicklung wieder einmal komplexer und in ihrer Prognose unberechenbarer, als Protagonisten oder Opponenten der elektronischen Revolution lieb sein kann.

Auf jeden Fall wird es wichtig sein, die stürmisch verlaufende Angebotsflut von Hard- und Softwareprodukten, speziell entwickelt für Architekturbüros und Baubetrieb, im Auge zu behalten, regelmäßig darüber zu berichten, möglichst unter Anwendergesichtspunkten kritisch zu begutachten.

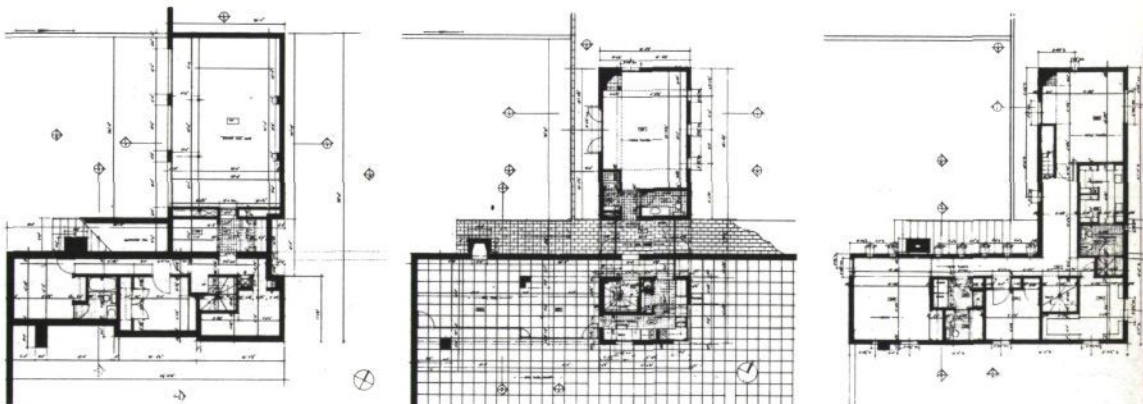
Dabei stellen die Einsatz- und Investitionsmöglichkeiten mittlerer und kleiner Büros für die Entwickler und die elektronische Industrie bestimmt den schwierigsten aber auch den lohnendsten Bereich dar. Für relativ vielfältige Arbeitsbereiche müssen leicht handhabbare Programme entwickelt werden, die mit Standardrechnern betrieben werden können, und dabei nicht mehr als das Jahresgehalt eines Ingenieurs an Kosten verursachen.

Also schnell arbeitende Software auf Personal Computern (PC). Und genau das scheint sich im Augenblick anzubahnen. So bietet „Apple“ im Frühjahr 1985 erstmals ein komfortables Softwarepaket an, das auf „LISA“ zugeschnitten ist und insgesamt circa 50.000 DM kosten soll. Andere Anbieter wollen nachziehen. Wir hoffen in der nächsten Ausgabe von ARCH⁺ einen Testbericht dieses Systems vorstellen zu können. LISA, ein Personal



Zeichnungen zum Entwurfsprozeß der Gruppe VKZ. Die Auflösung des Gebäudes

in zwei Solitäre und dazwischenliegendem Glaskörper (Wohnraum) bildet den Aus-

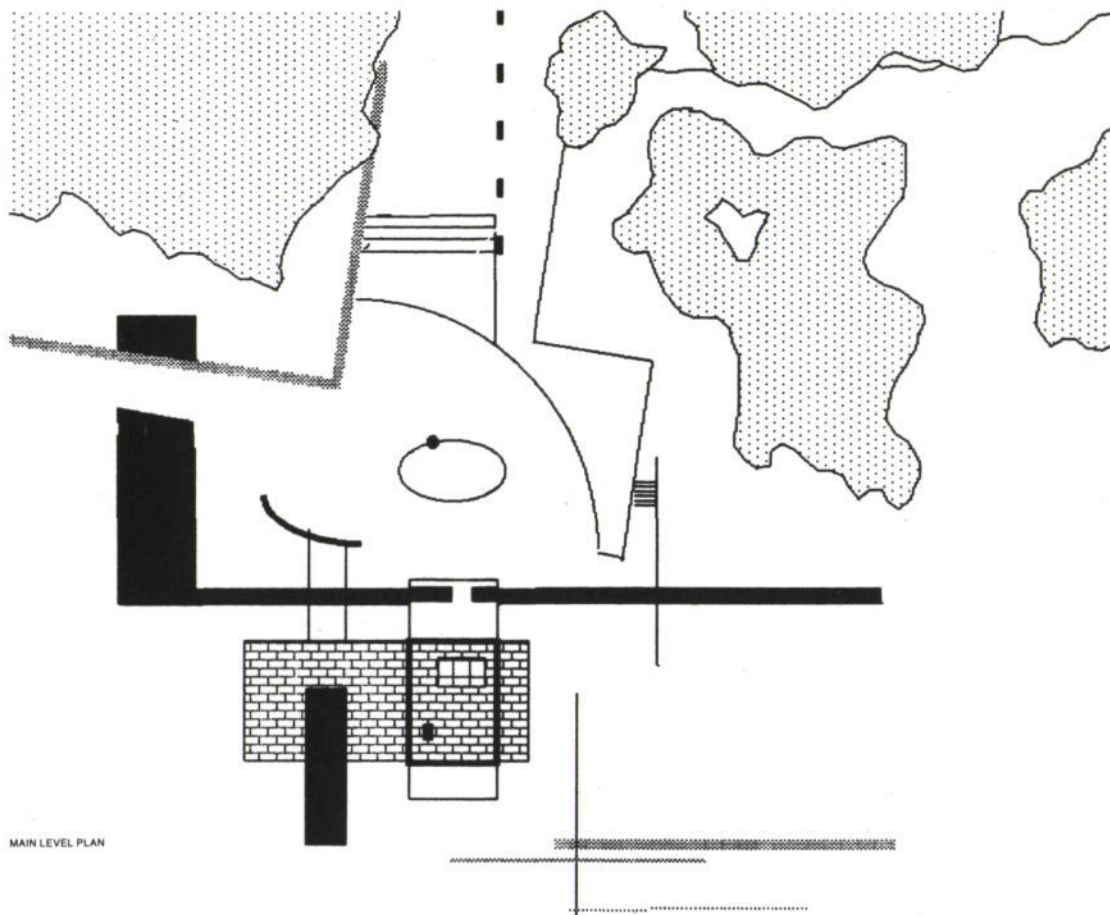


Computer der Firma Apple wurde schon in einem anderen Zusammenhang der Architektur angeeignet. Die amerikanische Architekturzeitschrift „Progressive Architecture“ vermittelte die Leihgabe eines LISA samt Drucker und uns leider unbekannter Software an mehrere auf-

strebende, junge Architektur- und Designbüros. Sie sollten damit einige Zeit je nach Lust und Laune experimentieren oder in die täglich anfallende Routinearbeit ihres Büros miteinbeziehen.

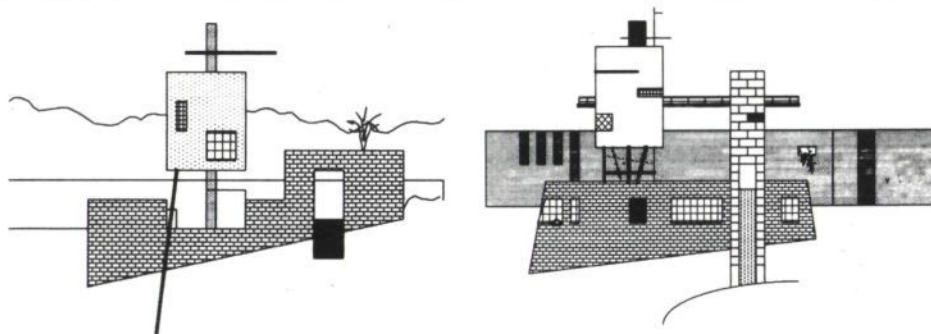
Das Architekturbüro „Morphosis“, bestehend aus Thom Mayne und

Michael Rotondi samt dem assoziierten Tony Bell, Los Angeles, setzten LISA ein, um ihr Architekturdesign grafisch zu analysieren, einen 200 Seiten Vorentwurf auszuarbeiten und neue Software zu entwickeln. „Ferner“, berichtet Mayne, „läßt auch der Computer die Hand des



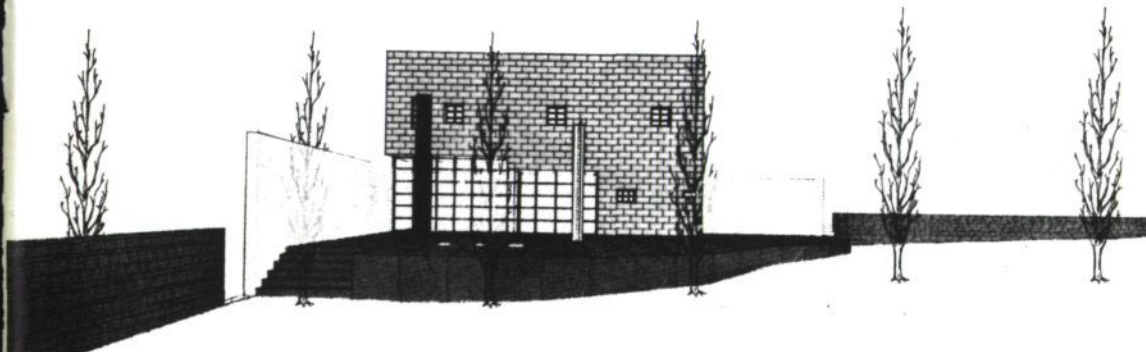
Das Haus basiert auf drei Prinzipien: erstens, klare Trennung zwischen Basement (Eingang, Küche, Eßraum etc.) und Obergeschoß als „Temple“ (Schlafräume für Eltern und Kinder); zweitens, Blickbeziehungen (ins Gebirge, Basement etc.); drittens, Konzept des Wohnraumes als „Übergangsraum“ zwischen Innen und Außen.

MAIN LEVEL PLAN



gangspunkt; Basement: Eingang und Bereich der Familie; Obergeschoß: Schlafräume.

me. Die weiteren Entwurfsschritte beziehen sich vornehmlich auf die Ausgestaltung der Baukörper.



Künstlers zur Geltung kommen. Wenn du nicht zeichnen kannst, so wird dir auch der Computer keine schicken Entwürfe erarbeiten; und umgekehrt ebenso. Du kritizierst meinetwegen mit der Maus (eine Art elektron. Roller, der bei Bewegungen über eine Tischplatte als

Zeichenstiftersatz angesehen werden kann) eine Vorentwurfskizze, und diese Kritzelei erscheint augenblicklich auf dem Bildschirm und kann ebenso ausgedruckt werden: dein charakteristischer Zeichenstil ist weiterhin unverwechselbar.“

UKZ, bestehend aus den Architekten Simon Ungers, Laszlo Kiss und Tod Zwigard aus Ithaca, N. Y., und ihrem assoziierten Designer Michael Whitmore, betrachten LISA ebenfalls als effektiven Skizzenblock, mit einigen Begrenzungen allerdings, die auch sie auf die noch unzureichende Soft-

ware zurückführen. Sie sind mit LISA in der Lage auf die Schnelle Design-Alternativen, unterschiedliche Gebäudeabmessungen, Aussehen und die Beziehung der Elemente untereinander mit Leichtigkeit zu erforschen. Darüberhinaus werden auf Wunsch die freihand „gezeichneten“ Skizzen als Hard-Copy ausgedruckt. Der Schritt von der Freihandskizze zum Zeichenbrett wird in der Vorentwurfphase übersprungen.

UKZ entwarf mit Hilfe von LISA ein Haus für den Entwickler und Architekten Richard Weinstein. Wir sind in der Lage an Hand von Computer-unterstützten Vorentwurfskizzen und den später überarbeiteten Zeichnungen in etwa Ihre Arbeitsweise zu dokumentieren.

Deutlich wird, daß LISA mit dieser amerikanischen Software nur in der Lage ist 2-D, also flächenhafte Zeichnungen zu erstellen, die dann später entweder überarbeitet werden, oder durch traditionell erstellte Isometrien und perspektivische Zeichnungen anschaulich dargestellt werden müssen.

Dieser Mangel ist auch Hauptmotiv der vorgestellten Büros, individuelle Software selbst zu entwickeln, die Abhilfe schaffen soll. Den selben Ansatz verfolgte auch eine Gruppe ungarischer Programmierer, die eine sehr schnell und komfortabel arbeitende Software entwickelt haben, die ebenfalls mit LISA aber auch einigen anderen marktüblichen Rechnern betrieben werden kann. Mehr dazu in der nächsten ARCH⁺.



BTX-Nutzer

Malerei des Abendlandes

Das Medienzentrum der Universität - Gesamthochschule - Essen entwickelt eine Objektdatenbank für die Malerei des Abendlandes. Auf einer gekoppelten Bildplatte werden neben den schriftgebundenen Bilddaten auch Reproduktionen der Werke abgespeichert. Schrift - wie Bilddatensätze können vom Benutzer der Datenbank über differenziert kombinierbare Recherche-kategorien ausgewählt und auf Fernsehmonitoren dargestellt werden. Beliebige Ausschnittvergrößerungen der dargestellten Bilder können mit Hilfe einer Zoomvorrichtung ausgewählt werden. Objekt - und Bilddatenspeicher sind beide mit einem BTX-Anschluß ausgerüstet und werden damit potentiell einem großen Nutzerkreis angeboten.

Die klassifizierende Wissensbasis dieses Datenspeicherverbundes ist in der Objektdatenbank abgelegt, die von einer Textdatei mit ergänzenden lexikalischen Informationen komplettiert wird. Jedes in der Datenbank für die Malerei des Abendlandes erfaßte Bild wird in einem Raster von zwölf Kategorien klassifiziert und teilbeschrieben. Diese Kategorien bündeln zum einen solche selbstverständlichen Deskriptoren wie Künstlername, Werktitel, Entstehungszeit, derzeitiger Standort, verwendete Maltechnik und Format. Weitere Deskriptoren...

funktion (ob Altarbild, ob Motivbild etc.) und den Stil, dem das Werk zugeordnet werden kann (Manierismus, Impressionismus etc.). Die letzte - zugleich differenzierteste - Kategorie behandelt das Bildmotiv; sie ist in mehrere Unterbegriffe zerlegbar, mit denen Bilddetails als Untermotive, als Deskriptoren also, benutzbar werden.

Da die zwölf Kategorien für Recherchezwecke definiert wurden, dienen sie als Suchwortklassen für die Bildung von Auswahlmengen aus der Gesamtliste der gespeicherten Bilder. Durch die ergänzende Textdatei und den Bildplattenspieler wird die Objektdatenbank wie ein Thesaurus für die Malereigeschichte im Abendland nutzbar; bedient sich ein Suchender beispielsweise eines Bildmotivs als Deskriptor und spezifiziert es als „Bilder, in die im Hintergrund ein Spiegel hereingemalt wurde“, so wird er unter anderem auf zwei so verschiedene Bildsujets wie die „Hoffräulein“ von Diego Velasques und die „Arnolfini-Hochzeit“ von Jan van Eyck verwiesen werden. Sucht er aber stattdessen nach Doppelporraits von ganzfigurig und stehend dargestellten Menschen, so kombiniert sich die „Arnolfini-Hochzeit“ mit dem Gesandtenbild vom jüngeren Hans Holbein. Durch die Medienkopplung zur Bildplatte erhält der Suchende die gefundenen Bilder auf seinem Fernsehmonitor aufgeschaltet - zusätzlicher Suchaufwand in Diatheken oder Malereilexika entfällt. Die Zoommöglichkeit ausnützend, kann er dann genau vergleichen, worin sich die Figurengruppe in Velasques' Planspiegel von der in von Eycks Hohlspiegel

unterscheidet (gesetzt natürlich, sein Bildschirm sei so gut, daß er dies erlaube). Und im Textdateiauszug erhält er zusätzlich zu jedem Bild einen bibliographischen Überblick.

Diese Datenbank soll bis Ende 1984 mit einem Bestand von 54.000 Bildern versorgt werden. Die Medienkopplung Bildplatte/Objektdatenbank und der BTX-Anschluß beider Medien soll gleichfalls bis zu diesem Termin hergestellt werden. Dann hat diese Datenbank unter Beweis zu stellen, ob ihr durch die Qualität der gespeicherten Daten, die Eignung der gewählten Recherche-kategorien, die Übersichtlichkeit der Bedienung und die Schnelligkeit des Datenzugriffs für den Benutzer am anderen Ende der BTX-Leitung ein alltäglicher Arbeitswert zukommt.

Anschrift:
Medienzentrum der Universität -
Gesamthochschule - Essen
Herr Dr. Wolfhart H. Anders
Universitätsstraße 12
4300 Essen 1

Gregor Wessels

EDV-Labor für Architekten

Zusammenfassung

Das hersteller- und produktneutrale EDV-Labor für das Bauwesen richtet sich mit seinem differenzierten Angebot an Seminaren, Workshops und Einzelprojektbearbeitungen an Architekten und Planer. Es bietet an etwa 20 Arbeitsplätzen die Möglichkeit, sich Kenntnisse durch Schulung und Praxis zu erwerben. Referenten und Mitarbeiter sind Architekten mit praktischer Erfahrung auf dem Gebiet der EDV. Das Vorhaben wird vom BMFT gefördert.

Problemstellung

Die im Bauwesen Tätigen sehen sich in einer Epoche großer Umwälzungen. Der oft zitierte Strukturwandel spielt sich auf mehreren Ebenen ab. Eine dieser Ebenen bildet der freischaffende Architekt mit seinem Büro. Eine andere Ebene stellen die technischen Neuerungen auf dem Gebiet der EDV dar.

Auf beiden Ebenen gibt es kaum Aktivitäten, die den Berufsstand weiterbringen. Wer kann als Architekt nach Möglichkeiten suchen, der Verantwortung angesichts immer höherer Anforderungen gerecht zu werden? Gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma: Immer weniger Aufträge mit immer höherem Leistungsumfang für immer weniger Honorar?

Ein Architekturbüro ohne EDV wird in den nächsten Jahren von berufs-fremden Gruppen verdrängt werden. Andere aufgeschlossene Gruppen werden den Architekten als Mitträger und Mitschöpfer der Baukultur überflüssig machen. Sie werden sich das Instrumentarium aneignen und die Aufgaben meistern, an denen der Architekt scheitern wird.

Der Architekt darf sich nicht zurückziehen, denn niemand ist besser in der Lage, unsere Umwelt zu gestalten. Niemand kann besser die öf-

fentlichen und privaten Interessen ausgleichen und bauliche Voraussetzungen für das Leben der Gemeinschaft schaffen. Der Architekt muß sich der Herausforderung stellen, sonst sind wir durch neuerliche Unwirtlichkeit und Verarmung unserer Umwelt bedroht.

Rahmenbedingungen

Das Bundesministerium für Forschung und Technologie fördert im Rahmen des Technologietransfers die Einrichtung von Informationszentren für Architekten und Planer. Das erste Informationszentrum wird in Hannover eingerichtet und getragen von der Architekten-, Beratungs- und Automation-Systementwicklungsgesellschaft mbH. Die A + A ist eine unabhängige Beratungsgesellschaft, die ohne jegliche Hersteller- und Produktbindung ist. Die Laufzeit des Vorhabens beträgt etwa 3 Jahre.

Aufgabe und Programm

Aufgabe des Informationszentrum für EDV im Bauwesen ist die Vermittlung von Kenntnissen für Architekten und Planer. Dies wird erreicht durch eine Ausbildung in Form von Workshops. Vorträge wechseln sich mit Übungen an Terminals ab, so daß der Teilnehmer seine Kenntnisse sowohl durch Referate als auch durch eigene praktische Erfahrungen erweitern kann.

Als Mitarbeiter und Referenten stehen Architekten und Architektinnen zur Verfügung, die aufgrund eigener Erfahrung im Umgang mit EDV-Anlagen in der Praxis qualifiziert sind, ihre Kenntnisse an Kollegen weiterzugeben.

Das Programm ist differenziert nach Teilnehmergruppen und Fachgebieten, so daß jeweils auf konkrete Probleme der einzelnen Themenbereiche eingegangen wird. Maximale Teilnehmerzahl des Grundlagenseminars (Dauer 1 Tag) beträgt 40, Teilnehmerzahl der Workshops (Dauer 2 1/2 Tage) bewegt sich zwischen 16 und 24. Neben Seminar und Workshop besteht das Angebot einer betreuten Einzelprojektbearbeitung. Auf diese Weise können Interessenten anhand der Bearbeitung eigener Projekte unter Anleitung sich mit der Leistungsfähigkeit einzelner Anlagen vertraut machen.

Die Schulungen werden unterstützt durch ein Handbuch in Loseblatt-Form mit zwei Ergänzungslieferungen pro Jahr. Inhalte des Handbuchs zur EDV-Anwendung im Bauwesen sind unter anderem Informationen über Systemvergleiche, Fallstudien, Anforderungsprofile und ein umfangreicher Anhang mit Adressenverzeichnis und Literaturnachweis.

Die Ausrüstung des EDV-Labors aus mehreren Rechenanlagen für alphanumerische und graphische Datenverarbeitung mit etwa 20 Terminals. Die Auswahl wird von der A + A unter rein fachlichen Kriterien vorgenommen. Die Anmietung erfolgt für max. 18 Monate, um durch den Austausch von Geräten ein möglichst breites Spektrum zu gewährleisten.

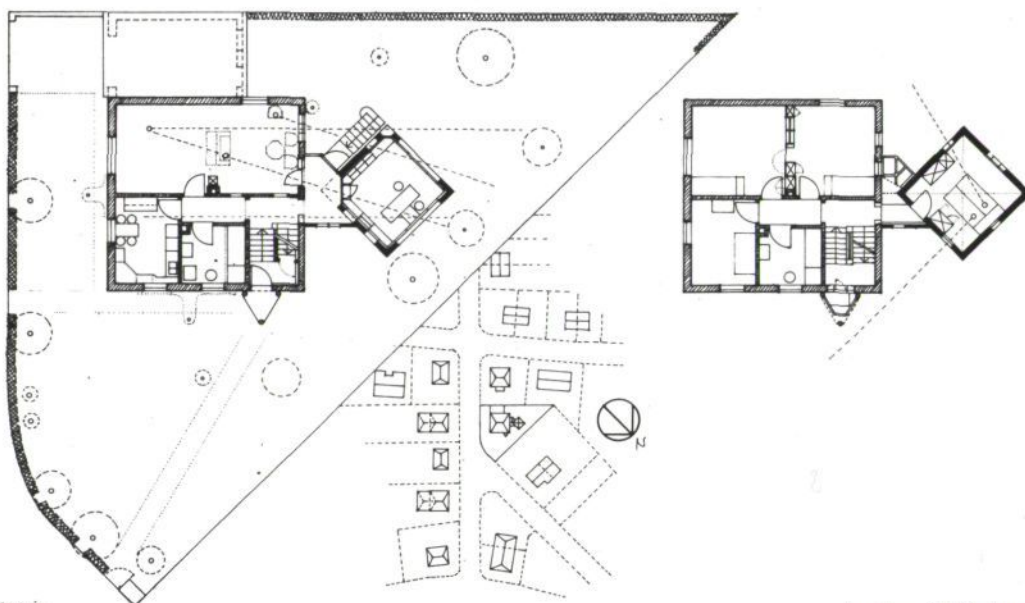
Zwecks weiterer Information über Gebühren und Termine wenden Sie sich bitte an die A + A, Fössestr. 77, 3000 Hannover 91, Tel.: 05 11/2 10 99 33.



Blick in den Verbindungstrakt zwischen
Alt- und Neubau



West-Ansicht



Um- und Anbau an das Wohnhaus Heubergstraße 2 sind die Verwirklichung einer Reihe vorhergegangener Überlegungen für (M) ein Wohnhaus in der Stadt. In allen Fällen wurden Entwürfe für konkrete Situationen gemacht, für Grundstücke, deren Kauf beabsichtigt war, und die zumeist nach ihrer Größe & Lage in durch Nutzung und Verkehr beeinträchtigten Bezirken der Stadt problematisch waren, aber den Vorteil hatten, in der Stadt zu liegen. Bei allen Entwürfen ging es hierbei darum, abgeschirmte, verschieden zu nutzende Freiräume am Haus und seinen abgeschlossenen engeren Wohnräumen zu erhalten: In Aachen einmal durch Gartenhof und Erdgeschoßhalle (sala terrena), oder durch Arkadenhof im EG und verglaste Gänge bei halber Haustiefe im OG; In Rosenheim auf problematischem Dreieckgrundstück in offener Bauweise mit bereits mehrfach umgemodelter „Kaffeemühle“ von 1937 durch Abschirmung der Freiräume, Bildung von Zwischenräumen – speziell einer Loggia zwischen Altbau und turmartigem Pavillonanbau, fortgesetzt in der Verteilung und Ausbildung von Türen und Fenstern, die Sichtorientierungen aber auch Vergitterung und Abschirmung ermöglichen sollten. In allen Fällen wurden grundsätzliche Vorstellungen von umfassenderem Wohnen und dessen Forderungen an die Raumstruktur auf die jeweilige Situation bezogen modifiziert.

(M) ein Wohnhaus in der Stadt Rosenheim (oder: schöner Wohnen?)

Der Wunsch, in der Stadt zu wohnen, galt verstärkt in Rosenheim, wo für den „Zugeroasten“, der nicht als Prominenter oder Pensionist den ehemaligen Bauernhof und die Illusion des Dorfes sucht, eine Identifikation und Integration durch das Leben in baulich-räumlichen und sozialen Vorgaben der Stadt leichter zu sein schien. Darum auch wurden Grundstücke in zersiedelten Dörfern am Stadtrand nur kurz untersucht. (Die Skizze zeigt, wie die Gestaltungsaufgaben hätten interpretiert werden können.) Stattdessen wirkten Siedlungsbereiche des ehemaligen „Marktes“ Rosenheim, der nur einen kleinen Ortskern mit geschlossener (Inntal)bebauung hat, schon „städtisch“ auf mich, wo sie den für das Deutschland der 30er Jahre allgemein bezeichnenden und somit „heimischen“ Haustyp des freistehenden Walmdachhauses aufwiesen. Die Wohnbevölkerung, ur-

sprünglich dem Bauernstand nahe und als angestellte Handwerker in der Holzindustrie tätig, ist durch weitere Besiedlung, Zuzug von Flüchtlingen und vielen Anderen stark durchmischt, die Produktions- und Arbeitsverhältnisse sind differenzierter geworden.

Die Kaffeemühle, ein 9 x 9 m-Haus mit zwei 2-Zimmerwohnungen an einem Einspannerstieppenhause hatte je Etage 2 Räume ca. 4 x 4 m, liegt ½ Geschoß über Gelände aber keine Verbindung (Fenster/Tür) zum Garten im N-Westen außer Glasbausteinwand im EG und 1 Fenster im 1. OG, des Treppenhause. Hier müßte angebunden werden, wie mir scheint.

Die oben bereits angesprochene Abschirmung, die Veränderung des Maßstabes und Auflösung der Wände, d. h. all das, was zunächst nur optisch erlebt wird (= schöner Wohnen) waren neben den mehr struk-

turellen Maßnahmen der Raumanordnung und Verknüpfung, den begehbaren Wahrnehmungen, für die weitere Gestaltung wichtige Ziele. So sollen z. B. die bündig in der Bretterwand hinter Deckleisten liegenden Fenster versteckt erscheinen, die große Öffnung dominieren, auf die Nachbarn offen wirken und eher wie nachträglich mit einem Verschlag ausgebaut. Die vielen Durchblicke sind häufig auf Augenhöhe beim Sitzen bezogen und sollen die Einsichten in die Nachbargärten zerstückeln, weil nicht sicher ist, ob nicht auch dort, wie allenthalben, schon morgen die Laub- und Obstbäume durch Thuja und Lebensbaum ersetzt werden. Durch das Segmentbogenfenster gar soll man weder von innen noch von außen schauen, sondern sich an der Form selbst festhalten. Ähnlichen Zwecken der Ablenkung dienen diverse dekorative Akzente wie Blumen, Schmetterlinge, Piep- und andere Mätzchen, die wie Ausgrabungsstücke – hier aus eigener Vergangenheit – scheinbar zufällig in die Wand eingelassen sind, Ansammlungen und Ablagerungen, die aber Kontraste setzend, Erlebnispunkte auf die Wände bringen und damit deren Größe und den durch sie gebildeten Raum verändern.

Daten: Planung und Ausführung, zum Teil parallel laufend, 1982/84, Grundstück 550 m², Wohnfl. 155 m²

Konrad Schalhorn

Die Bauten von Rolf Link sind zum großen Teil in den 70er Jahren in Köln entstanden – in einer Stadt, deren vormals einzigartiger atmosphärischer Reichtum in verheerenden Kriegszerstörungen und ebenso verheerenden Wiederaufbauprogrammen verloren ging. Stärker als anderswo hat man heute noch immer, beinahe vier Jahrzehnte nach Kriegsende, das Gefühl, in einer zerstörten Stadt zu sein. Und für die Kölner Vororte, die seit den 50er Jahren mit dem Zug ins Grüne entstanden, gilt das Gleiche, wie für die meisten derartigen Siedlungen in unserem Land: materieller Reichtum und kulturelle Verarmung reichen sich hier die Hand zum Bunde, in wohlgeklunkelter Gesichtslosigkeit einander fortzeugend.

Der Architekt, der in diesem Milieu arbeitet, findet hier nichts, das ihm einen Ansatz für den Entwurf liefern könnte, kein Bild, das er architektonisch fassen, kein Motiv, das er variieren möchte. Dieses Ambiente hat keinen Ort – erst Architektur kann hier Ort schaffen, und die Architektur von Rolf Link tut dies in vorbildlicher Weise.

Link begreift die Architektur als ein Raumgefüge, daß nicht nur in der Ebene, in der Zweidimensionalität des Grundrisses, sondern auch im Volumen, nach Größe und Bedeutung der einzelnen Räume differenziert ist. Neben den achsialen und symmetrischen Grundordnungen, die die Beziehungen der Räume untereinander sofort erkennbar werden lassen, ist deshalb der über mehrere Geschosse führende Hauptraum ein immer wiederkehrendes Thema. Die Einfachheit der Grundstruktur, die für die Orientierung im Bau so überaus wichtig ist, schließt Komplexität und Vielfalt im Einzelnen nicht aus. Je weiter man in das Gebäude eindringt, auch je kleiner die Bauelemente werden, je unmittelbarer sie in Beziehung und Berührung mit dem Körper treten, desto differenzierter, formenreicher und schmuckfreudiger werden sie. Man denkt an das Gliederungsprinzip der Natur, die etwa im Stamm, Geäst, Verzweigung und Blattwerk des Baumes ein ganz einfaches Grundmuster schafft, aber im Einzelnen, im einzelnen Zweig oder Blatt doch eine überwältigende Formfülle anstrebt.

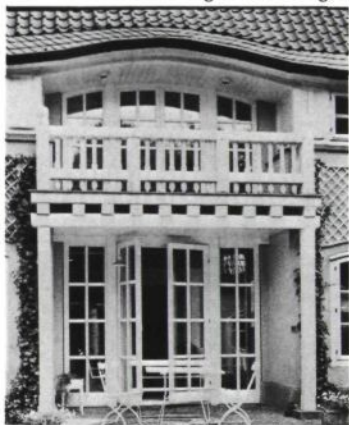
So ordnet sich auch die Linksche Architektur: Das Grundmuster ist auch dem Fremden sofort erkennbar und einsichtig zugleich, aber in der Ausstattung der einzelnen Räume, im Riß der wunderbaren Marmorböden und vor allem im Detail der Handläufe, Geländer, Putzornamente und Stuckansätze steckt ein formaler Reichtum, der sich erst nach und nach erschließt.

Die Konstruktionsmethoden sind einfach und erwachsen aus einer soliden handwerklichen Tradition. Wände sind immer aus einfachen Ziegeln massiv gemauert, ohne die komplizierten Eck- und Sockeldetails, die die Zweischaligkeit des Mauerwerks mit sich bringen würde. Die Einfachheit der Konstruktion ermöglicht eine große gestalterische Vielfalt im Detail, von der Gliederung der Wand der Ausbildung der Öffnungen bis zur ornamentalen Verwendung der Ziegel, die bei den dünnen Vorsatzschalen kaum möglich ist.

Die Materialien sind immer sorg-



Rückansicht des Blauen Hauses vom Garten mit dem leicht ins Dach eingeschnittenen Fenster und der eingezogenen Loggia. Das hohe Walmdach ist mit glasierten Ziegeln gedeckt. First, Grate und Traufen sind mit Schiefer abgesetzt.



Eingangstür zum Blauen Haus. Die intensive blaue Farbe im Zusammenspiel mit dem Weiß des Holzspaliers und der Fenster- und Türumrahmungen und dem satten Grün des Efeubewuchses macht den besonderen Reiz des Hauses aus.



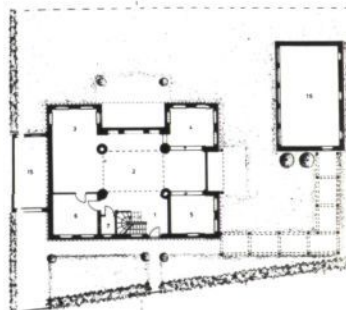
Mauerwerksarbeiten zu nennen.

Das Blaue Haus

Das Blaue Haus hat seinen Namen von dem leuchtenden Ultramarin des Außenputzes. Von der Straße ist zuerst nur das hohe Walmdach zu sehen, das über die hohe Hainbuchenhecke hinausragt. Erst wenn man durch das Gartentor vor das

Ortsbestimmung aus der Architektur Zur Arbeit von Rolf Link

Blaues Haus, Erdgeschoßgrundriß und Schnitt. 1. Eingang, 2. Halle, 3. Essen, 4. Wohnen, 5. Lesen, 6. Küche, 7. WC,



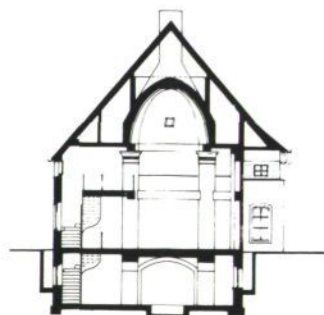
Haus tritt, fällt die blaue Farbe ins Auge.

Das weiße Holzspalier auf dem tiefblauen Grund ist im Laufe der Zeit fast ganz mit Efeu zugewachsen. Wie ein zweiter Rahmen umgibt der dichte Bewuchs die weißen Fenster. Es ist dieses Zusammenspiel der Farben, das dem Haus seinen besonderen Reiz gibt: das Blau der Wände, das Weiß der Holzteile

fällig ausgewählt, wobei sowohl die ästhetische Wirkung des Materials, (z. B. Oberflächenqualität und Farbe) entscheidend sind, als auch die gestalterischen Möglichkeiten und die konstruktiven Erfordernisse. Eine ungewöhnliche Präzision kennzeichnet die handwerkliche Verarbeitung der Materialien und die Ausführung der Details. Hier sind vor allem die Marmorböden und die



8. Eltern, 9. Kind, 10. Ankleide, 11. Bad, 12. Garten, 13. Empore, 14. Luftraum Halle, 15. Garage, 16. Schwimmbad.



und das Grün des Efeubewuchses. Auf das hohe, massiv gemauerte Erdgeschoss ist ein niedriges Mezzaningeschoß aus Holz gesetzt, das wie die übrigen hölzernen Bauteile weiß gestrichen ist. Der Wechsel in Material und Farbe entspricht somit dem Wechsel des Maßstabes vom Erdgeschoss zum Mezzanin; er akzentuiert den Kontrast von Groß und Klein und läßt das eng befensterte



Zwergeschoß zierlich und feingliedrig erscheinen, zugleich aber auch gnomenhaft, schrullig und bucklig hingeduckt, ein Eindruck, der durch den Schattenwurf des herabgezogenen Dachüberstandes noch verstärkt wird. Dieses wohlüberlegte Spiel mit Groß und Klein ist eines der durchgehenden Themen des gesamten Entwurfs; es bestimmt auch die Atmosphäre der

Das bestimmende Volumen des Hauses ist die große rechteckige Halle, die sich durch beide Geschosse zieht und die im Dachraum mit einer Kuppel überwölbt ist. Ihr Charakter wird durch vier kolossale Rundsäulen bestimmt, auf denen das Gewölbe ruht. Links: Gemäß den traditionellen Regeln der Baukunst sind die Säulen mit Kapitellen vom Gewölbeansatz abgesetzt: Diese Schmuckelemente bleiben zurückhaltend in einfachen großen Formen. Kapitelle und umlaufendes Gesims sind gestuckt und weiß gestrichen.

Innenräume, die in Fläche, Volumen und Raumhöhe vielfältig variiert sind.

Wie bei vielen Linkschen Bauten betritt man das Haus durch eine niedrige Diele (1). Links neben dem Eingang führt eine Treppe ins Obergeschoss.

Das bestimmende Volumen des ganzen Hauses ist die große rechteckige Halle (2), die sich durch beide

Geschosse zieht und die im Dachraum mit einer hohen Klosterkuppel überwölbt ist. Der architektonische Charakter der Halle wird bestimmt durch die vier kolossalen Rundsäulen, auf denen das Gewölbe ruht. Sie sind nach den traditionellen Regeln der Baukunst mit Kapitellen vom Gewölbeansatz abgesetzt. Die Formsprache ist allerdings eine ganz eigene und hat mit derjenigen der klassischen Säulenordnungen nichts gemein.

Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite der Halle gibt ein großes, beide Geschosse verbindendes Fenster den Blick in den parkartigen Garten frei. Dahinter beginnt unmittelbar der Kölner Grünzug. Diese Weiträumigkeit ist allerdings notwendig, um die Gestik des Hauses nicht unangemessen erscheinen zu lassen.

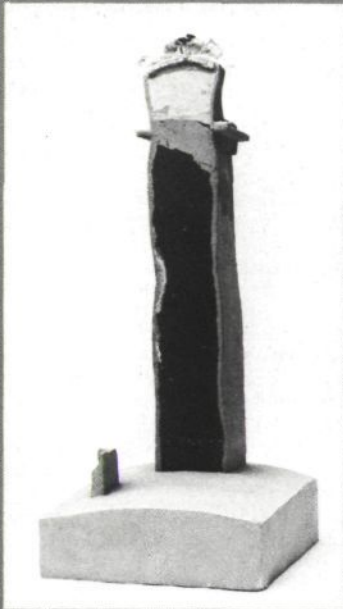
Um die Halle ordnen sich die übrigen Räume des Hauses: im Erdgeschoss symmetrisch zur Eingangsachse Wohn- und Essraum (4 u. 5, bzw. 3) im Galeriegeschoss die privaten Räume der Familie. Im Dach sollte um den frei im Raum stehenden Körper der Kuppel eine Bibliothek eingerichtet werden, die allerdings nicht ausgeführt worden ist. Von diesem äußeren, in der Vorstellung ganz mit Büchern verstellten Kuppelgang hätte man durch die kleinen, in die Gewölbefelder eingeschnittenen Fenster versteckte Einblicke in die Halle gehabt.

Damit ist der Bagedanke klar: Um einen zentralen Mittelraum mit anspruchsvollen Formen und großen Dimensionen liegen symmetrisch zu der Achse Eingang - Halle - Loggia - Garten kleinere und niedrigere Räume.

Dieses räumliche Grundkonzept wirkt bis in die Details ausbildung hinein und bestimmt auch die Wahl der Materialien und die Farbgebung: Alle Architekturelemente der Halle - die Säulen, die Fensterpfeiler, die Kuppel - sind weiß gestrichen. Die Schmuckformen wie die geschweiften Profile der Kapitelle und des Gewölbeansatzes sind sehr sparsam und in einfachen, großen Formen gehalten. Im Kontrast zum beinahe feierlichen Weiß der Halle stehen die intensiven Farben des Wohn- und Essraums. Nach uralten, schon bei Vitruv beschriebenen Rezepten ist hier ein siebenschichtiger farbiger Marmorputz aufgetragen: der äußeren Putzschicht wird farbiges Marmormehl beigemischt und so lange „gebügelt“, bis eine glänzende spiegelglatte Oberfläche entstanden ist. Durch die unregelmäßige Dicke der äußeren Putzschicht entsteht eine irisierende Transparenz und Tiefenwirkung, die sich durch keine andere Technik der Farbgebung erreichen läßt. Auch in der Fußbodenteilung sind die kleineren Aufenthaltsräume gegen die Halle abgesetzt. Gegenüber dem großformatigen Marmobelag des Hauptraumes wurde hier ein kleinteiliges und unruhiges Muster ausgelegt; dreieckförmige Platten aus weißem, gelblichem und grauen Marmor in zwei verschiedenen Größen sind kunstvoll verlegt. Diese Kleinteiligkeit ist bis in die Fenster-nischen durchgehaken, ein Beispiel für die besondere Sorgfalt im Detail.

aus: Kunstforum international Bd. 69, 1/1984,

Jutta Cieslok



Gegenstände aus gebranntem Ton

Im Herbst vorigen Jahres hatte ich eine Ausstellung im Brühler Kunstverein, die ich „Gegenstände aus gebranntem Ton“ nannte. Dieser Mangel an begrifflichem Engagement zeigt schon, daß ich über die Arbeiten selbst kaum etwas sagen kann, es sei denn, daß sie gebrannt sind allein aus Gründen der Haltbarkeit.

Es stellt sich mir auch nicht die Frage, ob das nun Architekturmodelle, Kunstobjekte oder Keramiken oder was auch immer sein könnten: Ich werde vollständig in Anspruch genommen von der Anstrengung, immer wieder eine kreative Situation, einen schöpferischen Raum herzustellen, in dem die Dinge dann von selbst entstehen.

Es ist also eher so, daß ich mich als Werkzeug zur Verfügung halte oder gewissermaßen als Quartiermeister fungiere; und dessen Meinung über die Dinge ist nicht nur recht uninteressant, sondern auch ganz und gar bedeutungslos.

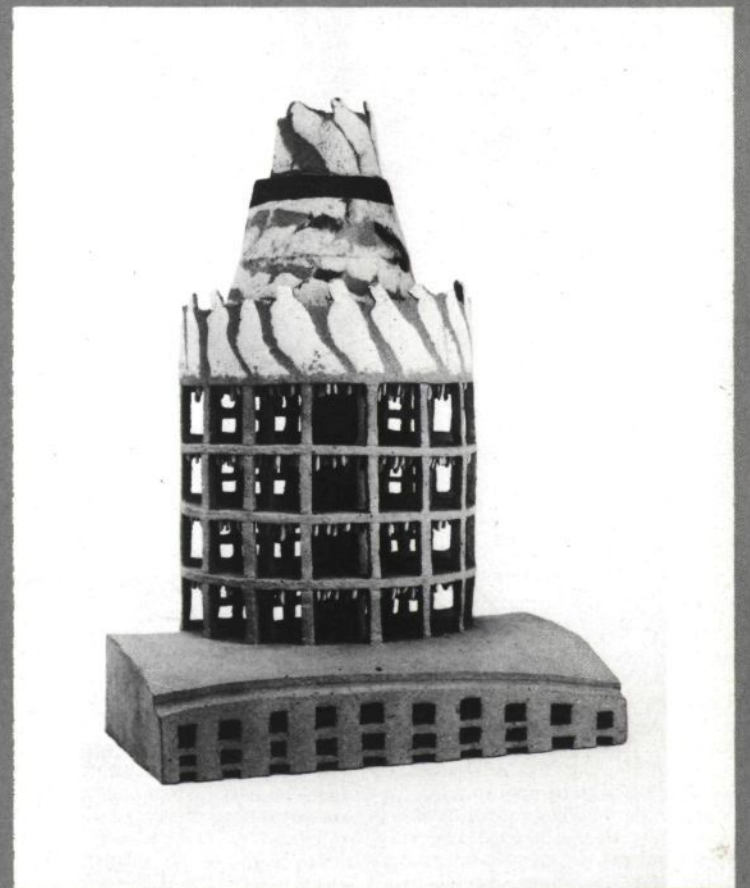
Aus diesem Grund wird man verstehen, daß diese Gegenstände aus gebranntem Ton auf ihre eigene Art kommunizieren. So wie das Spiel im Sandkasten eine Verbindung herstellt zwischen dem Kind und der

Erwachsenenwelt. Und da der Sandkasten nicht nur aus Holzbrettern und Sand besteht, sondern auch aus Angstlosigkeit, Beweglichkeit, Vorurteilslosigkeit und Anpassungsfähigkeit, mag man die Schwierigkeit erlauben, mit der in unserem Kulturkreis ein schöpferischer Raum hergestellt sein will.

Meine Stellung nämlich zu dem Unbekannten, Unbegreiflichen und Rätselhaften, dem man immer näherrückt, entspricht im Verhältnis tatsächlich der eines Kindes zur unbekannten Erwachsenenwelt. Hier wie da besteht kein Anlaß, sich Sorgen zu machen oder gar Maßnahmen zu treffen, sich der Sache zu entziehen. Sonst würden Kinder, die immer Kind bleiben wollen, kindische Personen, und Erwachsene, die immer weiter wachsen wollen, zu Wucherungen.

So scheinen mir diese Gegenstände aus gebranntem Ton Bruchstücke aus einer anderen Dimension zu sein, in die man immer mehr hineingerät. Dieser Raum wird dann vermutlich mittelpunktlos sein und die Erscheinungsformen werden für sich sprechen.

Michael Zimmermann



In eigener Sache: Aufruf zur Gründung der Gruppe 'Kunst sozialer Architektur'

Die Gründung des Deutschen Architektur-Museums in Frankfurt war eine Herausforderung – wie immer man sie sieht. Wir sollten sie ergreifen.

Es gibt eine Strömung sozialer Architektur, aber die vielen einzelnen in der Bundesrepublik beklagen das Fehlen von Zusammenhängen. Die Zeitschrift *ARCH*⁺, die Altbau IBA um Hämmer, Hochschulbereiche wie in Hannover, Karlsruhe, Aachen, Dortmund, Berlin bilden Kristallisationskerne.

Aber: in vielen Diskussionen zeigt sich, daß die meisten überzeugt sind: es gibt weitaus mehr Möglichkeiten, soziale Architektur weiterzuentwickeln, wenn mehr Zusammenhänge und nach außen hin Erkennbarkeit geschaffen wird.

So sei hiermit aufgerufen zu einer Gruppen-Bildung. Vielleicht genügt es, eine informelle Gruppe zu gründen und keinen eingetragenen Verein. Das könnte uns der Vereinsmeierei entheben, auch den vielen möglichen Zwängen und vor allem den oft entstehenden Macht-Prozessen mit ihren Dominierungs- und Ausschließungs-Versuchen, die die Energien in Betriebsamkeit und gegenseitige Lähmung binden.

Wir wollen substantiell arbeiten und dafür soviel wie möglich Energien zur Verfügung haben.

Die informelle Gruppe ist in vielen Bürgerinitiativen gut erprobt. Sie verspricht innere Pluralität, Freiheit und Beweglichkeit. Sie manifestiert, daß jeder gleich unter Gleichen ist und versucht, das Bestmögliche zu tun. Das gibt dem einzelnen die Freiheit, sich schöpferisch zu entfalten. Es verhindert, daß – wie in vielen Parteien und Vereinen – die Bequemeren den Ton angeben und die Tätigen nicht mehr danach ansehen, wie wichtig sie für alle sind.

Die informelle Gruppe geht nicht so leicht in die Falle innerer Bürokratisierung, von manchen mit Demokratie verwechselt. Sie ist in der Lage, eine Atmosphäre zu garantieren, in der sich Unorthodoxes entfalten kann.

Um die Kommunikation unter uns und nach außen zu verbessern, wäre es ratsam, einen bezahlten Sekretär zu haben. Einen erfahrenen Menschen, mit großer Offenheit.

Um sich nicht dem Mißverständnis auszusetzen, unter sozialer Architektur lediglich erschwungliche Versorgung zu verstehen, wird vorgeschlagen, erneut über den Begriff Kunst nachzudenken – über die Kunst sozialer Architektur. Im Sinne der Entfaltung größerer Intensität und Komplexität – als Stichwort, daß uns Entwicklung interessiert.

Die „Gruppe Kunst sozialer Architektur“ (vielleicht findet sich ein besserer Titel) hofft, möglichst viele Menschen in der BRD in einen Zusammenhang bringen zu können: nicht nur an Hochschulen, sondern auch in der Baupraxis, in Ämtern und Betrieben, in Schulen und und und – überall, wo es ein ähnliches Interesse an der Verbesserung der gebauten Umwelt gibt.

Wir haben die Hoffnung, viele Resignierte erneut zu ermutigen, ihre Lebenszeit mit Würde zu nutzen. Und wenigstens netzartige Solidaritäten zu schaffen, die die oft versprengten einzelnen zu tragen helfen. Wir wollen auch dazu beitragen, die Altersgruppen wieder zueinander zu öffnen, um gegenseitige Anerkennung und gegenseitiges Lernen zu fördern.

Wir hören auf, anderen Gruppen Lebensrechte zu bestreiten. Es erscheint uns nicht mehr sinnvoll, uns an anderen abzuarbeiten. Wir konzentrieren unsere Energie darauf, eine glaubwürdige Alternative in einer pluralistischen Gesellschaft zu entwickeln – nicht um zu beherrschen, sondern weil wir für uns ein Lebensrecht auf unsere Entwicklung haben.

Wir möchten auch in intensiven Austausch mit Kulturen der Stadtplanung und Architektur treten, die immense soziale Erfahrungen besitzen und diese zu Intensität d. h. zur Kunst entwickelten – etwa Dänen und Niederländern. Älteren Traditionen folgend (Stam, Oud u. a.) möchten wir auch Ausländer als Gruppen-Kollegen gewinnen.

Die Evangelische Akademie in Loccum ist auf Vermittlung des Präsidenten der Kulturpolitischen Gesellschaft, Dr. Olaf Schwencke, bereit, uns im nächsten Frühjahr zur Gründung ein Wochenende zur Verfügung zu stehen.

Wer Interesse daran hat, sende seine Adresse an die Redaktion von *ARCH*⁺ und er wird rechtzeitig Nachricht erhalten.

In Loccum können wir eine Plattform erarbeiten, die weiten Atem und große Freiheit besitzt. Und einige Minimalen organisieren, die Wirkung versprechen, auch über Zusammenarbeiten mit anderen sprechen (Fond, Spenden, Finanzierungen).

Versuchen wir, unsere Kultur der Kunst sozialer Architektur einen Schritt weiter zu intensivieren. Trotz und gerade wegen schwieriger Zeiten (wann waren sie nicht schwierig?) – um der eigenen Würde, des eigenen Sinnes wegen.

Roland Günter
(im Namen der Redaktion)

Arbeitsgruppe Gegenverkehr. Straßen des Sieges. Aufrüstung und Straßenbau. Aachen 1983. Broschüre im DIN A 4 Format, 42 Seiten. 3,50 DM plus Porto. Erhältlich bei der Arbeitsgruppe Gegenverkehr c/o Elke Metzner, Gartenstr. 3, 5100 Aachen

„Wir haben uns mit einem Teil der alltäglichen Aufrüstung beschäftigt – der Verplanung scheinbar ziviler Lebensbereiche wie z. B. dem Straßenbau für militärische Zwecke.“ Die Broschüre hat das Ziel, „Friedensgruppen und Verkehrsinitiativen auf die militärische Bedeutung von Verkehrsinfrastruktur hinzuweisen und zu neuen Aktionsformen und Strategien anzuregen.“

Rolf Baader. Das Recht auf Heimat – Sechs Jahre Häuserkampf. Dortmund-Selbsthilfe 1983. 223 Seiten. 8 DM + 1 DM Porto.

Erhältlich bei der Dortmunder Selbsthilfe, Dorsthelfer Hellweg 13, 4600 Dortmund.

„Dieses Buch berichtet vom Häuserkampf der Dortmunder Selbsthilfe. Es handelt vom Wahnsinn der Stadtplanung, von der Willkür der Behörden, der Machtgier der Politiker und der der Unmenschlichkeit der Wohnungsbaugesellschaften. Vor allem aber erzählt es die Geschichte der kleinen Leute in den Sanierungsgebieten.“ (aus dem Einbandtext)

C. Bascón-Borgelt, A. Debold-Kritter, K. Ganssauge, K. Hartmann. In der Luisenstadt. Studien zur Stadtgeschichte von Berlin-Kreuzberg. Berlin 1983. 138 Seiten. Transit Buchverlag.

„Wir fragen nach dem heutigen Bestand und dem Zustand der „größten Mietskaserne der Welt“, nach der Entstehungsgeschichte dieses Quartiers und schließlich nach seiner aktuellen Bedeutung für die Bewohner. Wir fragen nach Planungsvorstellungen, die für bestimmte Gebiete bestanden und stellen sie dem tatsächlichen städtebaulichen Ergebnis gegenüber, seinen Auswirkungen für die Bewohner.“ (aus dem Einbandtext) – Ein Buch der Bauausstellung Berlin GmbH, Arbeitsgruppe Stadterneuerung.

Berliner Geschichtswerkstatt. Projekt: Spurensicherung – Alltag und Widerstand im Berlin der 30er Jahre. Berlin (West) 1983. Elefanten Press Verlag. 255 Seiten. Erhältlich bei der Berliner Geschichtswerkstatt e. V., Goltzstr. 49, 1000 Berlin 30.

„Wohnen und Lebenszusammenhang, Unterhaltung und Kultur, Freizeit in und am Rande der Großstadt, legale und illegale Äußerungen gegen die Nazis, Motive der Integration, des „Wegtauchens“ und

des Widerstands – das sind die Themen der Arbeitsgruppe Faschismus der Berliner Geschichtswerkstatt, die mit den Beiträgen dieses Buches eine Spurensicherung bisher unerschlossener Quellen betreibt.“ (aus dem Einbandtext)

Cihan Arin (Hg.) zus. mit Karolus Heil. Ausländer im Wohnbereich. Dokumentation eines Seminars der Internationalen Bauausstellung Berlin. Berlin 1983. 217 Seiten. Vertrieb: Express Edition GmbH, Kottbusser Damm 79, 1000 Berlin 61.

„Ausgehend von praktischen Erfahrungen aus dem Ausland, Bundesgebiet und dem Sanierungsalltag in Berlin-Kreuzberg will dieses Buch theoretisch wie praktisch Denkanstöße geben für eine Kommunalpolitik, die sich zu den sozio-kulturellen Problemen im Alltag bekennt und sie angeht, auch wenn dies der zentralen Ausländerpolitik konträr laufen muß.“ (aus dem Einbandtext)

Wolfgang Niess. Systematische Objektplanung am Beispiel eines Verwaltungsgebäudes. Hannover 1978. 172 Seiten. 13 DM. Erhältlich beim Institut für Architektur- und Planungstheorie, Universität Hannover – Architekturabteilung, Schloßwender Str. 1, 3000 Hannover 1.

„Der Verfasser unternimmt den Versuch, architektur- und planungstheoretische Erkenntnisse, die er im Laufe seines Studiums erworben hat, und organisatorische sowie entwerfspraktische Erfahrungen, die er aus der Mitarbeit in einem Architekturbüro gewinnen konnte, an einem Verwaltungsbauprojekt in Hannover als Diplomarbeit aufgabe zu verknüpfen.“ (aus dem Vorwort)

La Reconstruction de Bruxelles. Recueil de projets publiés dans la revue des Archives d'Architecture Moderne de 1977 à 1982 augmenté de trente pages inédites. Introductions par Serge Moureaux, Maurice Culot, Rene Schoonbrodt, Leon Krier. Brüssel 1982. Erhältlich bei Archives d'Architecture Moderne, 14, rue Defacqz, 1050 Brüssel.

Das Abenteuer der Ideen. Architektur und Philosophie seit der industriellen Revolution. Katalog der Ausstellung in der Neuen Nationalgalerie zum Berichtsjahr der IBA (16. 9.–18. 11. 1984). 342 Seiten. Preis in der Ausstellung: 36 DM

Arbeitsgemeinschaft Wohnberatung e. V. Heilsbachstr. 20, 5300 Bonn-Duisdorf, bundesweiter Zusammenschluß öffentlicher Wohnberatungen, deren Träger gemeinnützige Vereine sind, z. B. der Werkbund oder die Verbraucherzentralen in den Bundesländern. Die AGW gibt Broschüren und Unterrichtsmaterial heraus, so z. B. Wohnraum gut genutzt (Schutzgebühr 3 DM) und Bad- und Sanitärreinrichtungen (2,50 DM). Nähere Informationen bei obiger Adresse.

Kreuzberger Mischung. Die innerstädtische Verflechtung von Architektur, Kultur und Gewerbe. Verlag Ästhetik und Kommunikation. Berlin 1984. 323 Seiten. Katalog der Ausstellung zum Berichtsjahr der IBA in der Beuhaus-Halle (16. 9. – Ende 1984, jetzt nur mehr am Wochenende). Preis in der Ausstellung: 28 DM

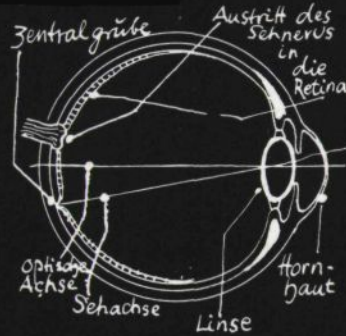
Die Kunst des Otto Wagner. Katalog der Ausstellung 1984 an der Akademie der bildenden Künste Wien, Wien 1, Schillerplatz 3. 202 Seiten.

DER AN

ORGANON ND ONTOGENESE ESORGANE

Ein organisches
zeichnet sich dadurch
daß in ihm "alles mit
verbunden ist. Nichts kann
verändert werden, ohne alles umher
in Mitleidenschaft zu ziehen.
Unsere Organe bedürfen
— wie das Leben überhaupt —
zur Erfüllung ihrer Funktionen der
Herausforderung durch Wechsel und
Wandel der Zustände.
Das Leben ist nur Leben dadurch,
daß es sich unablässig erzeugt
(produziert) durch Überwindung
seiner gespannten "polar" zu
nennenden Unterschiedlichkeit,

ON KELHAUS



Mannigfaltigkeit und
Gegensätzlichkeiten, als da sind:
Hell — Dunkel, Eng — Weit,
Hoch — Tief, Männlich — Weiblich,
Jugend — Alter, der Einzelne —
die Gesellschaft.
.... das Auge benötigt zu seinem
Prozeß der Herausforderung ein Hell-
Dunkel-Reizgefälle. Wird diese
Funktionsbedingung unterbunden,
so ist das Auge um seinen Prozeß
betrogen: und — infolge der
ganzheitlichen Wirkweise des
Sehvorgangs — damit der
ganze Organismus.
(aus: Chez Moi.)

Auge im Vegetativum. Auge & Zwischenhirn (CH. Kellerich und Becker)

Nicht das Auge sieht.
Der Mensch sieht.
Was am Auge fehlt =
gelöst wird,
trifft die ganze
Menschheit mit
seinem Organismus im
Organismus.

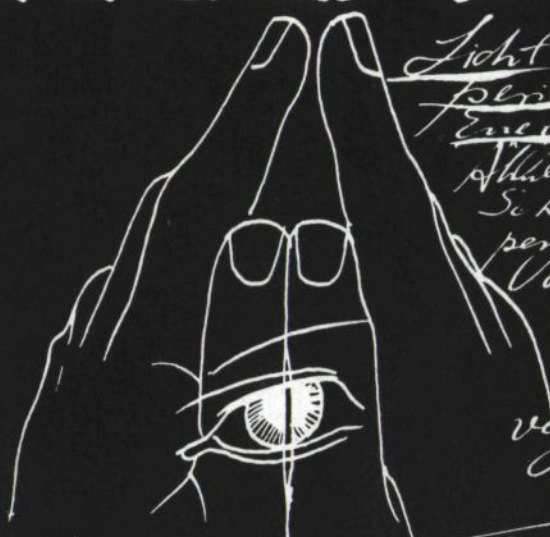
Dieser Zusammenhang ist
Reim =
gesundheitlich begründet.
Die Augen Kerne
entstehen aus einem
Wurzelsystem =
helfen mit der
Hormonsteuerung =
des Menschen im
Körper.

Sehen ist nicht das sog. "energetische Sehen" primär ein hormonales
Geschehen. Als sekundäre Funktion steht die optische Sehbahn darauf
auf. Die Fehlsteuerungen der technisch, industriellen Seherproduktion werden
genötigt von der Vorstellung, das Auge sei eine Art Fotoapparat (und
dabei funktionell hinsichtlich der sog. "optischen Einschaltungen"). Augenschäden
sind durch Symptombehandlung bei Komplexen. Die entscheidende Fehl-
stellung beruht auf Verkenntnis des rhythmischen Charakters der
Funktionsorgane. Das, was die
in der Natur ist, muß als dynamisches
Leben, das im Sonnenleben ist,
verhängnisvoll einwirken.

Starke Notwendigkeit
ist Licht-Entzug.
Die damit angestrichelten
Schäden greifen,
keiner bei Kindern
erfahren bis ins
genetische Tiefen.

Die schmerzende Kurve der Licht-Entzug schwankt
unter der Schmelze von Anfang bis Ende.

*Vielfache Reihung des
komplementären Licht-
spektrums*



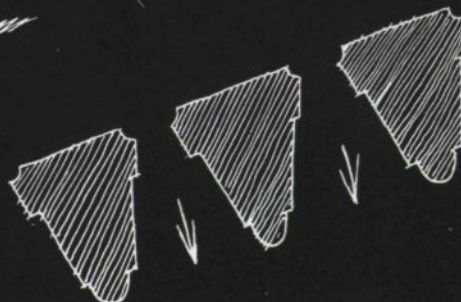
*Licht ist eine
periodische
Energie.
Ähnlich wie das
Sich ein
periodischer
Vorgang ist,
dessen Kamm
man sich
leicht
vergewissern:*

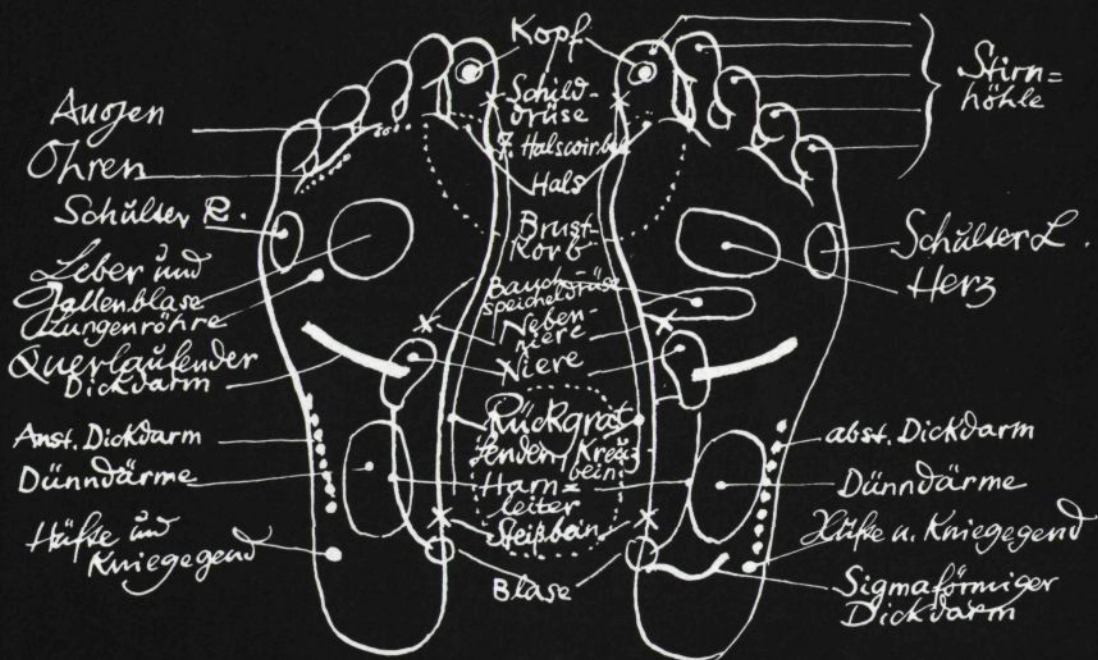
*Man schaut durch den engen Spalt der an-
einandergepressten Daumen auf eine ent-
fernte, angeleuchtete Licht-
Quelle. Man erblickt als
Linie von der Mitte nach beiden Seiten hin
verlaufendes Band
das farbenspektrale
in vielfacher
Wiederholung.*

Licht ist nicht gleich einförmige
Helligkeit. Licht ist ein räumlich sich
bewegendes Hell-Dunkel-Gefälle.

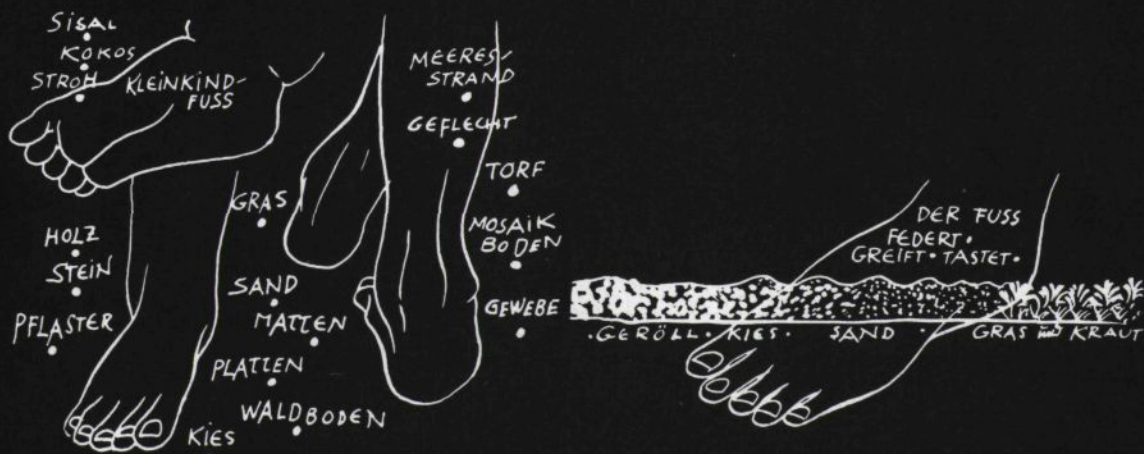
Licht kommt zur Erscheinung
durch Reflexion an Körpern und der
körperhaften Struktur von Oberflächen
mit ständig wechselnden Schatten-
bildungen. Erst ein derart geformtes Licht
ist Augenlicht. In Innenräumen gewinnt
das natürliche Tageslicht erst durch seine
Augenhaftigkeit, daß es nicht einfach
quantitativ durch große Glasflächen
("Panoramafenster") einbricht, sondern
dadurch, daß es schleusenartig an
geordneten Körpern, Wandleitungen,
Säulengalerien, Vergitterungen,
Skulpturen, Reliefs, Strukturen von
Mauern in Naturstein oder Ziegel,
Fachwerkverbänden zu vielfältigem
Rückwurf gebracht wird.

(Zum Umbau von alten Schulen, S. 4/5,
Schweizerische Lehrerzeitung, Nr. 44/1977)

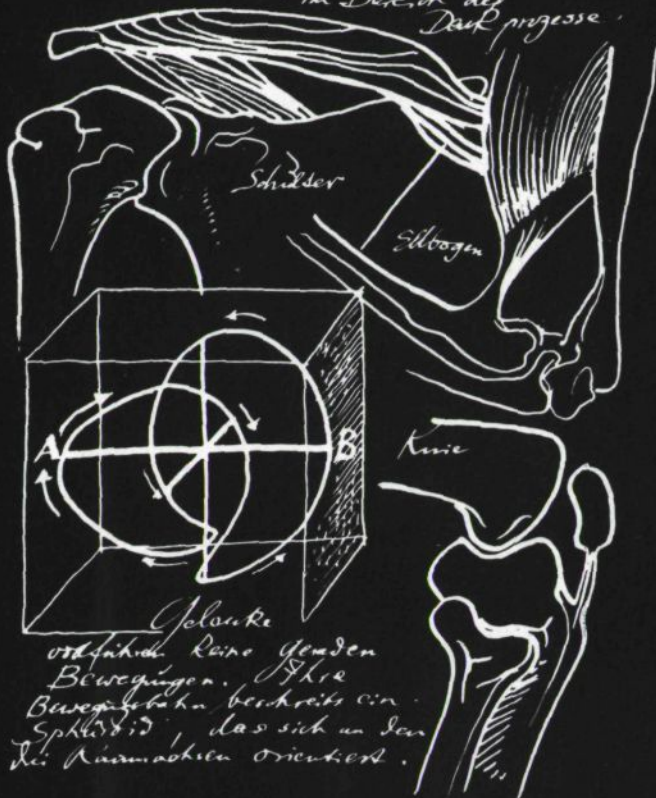




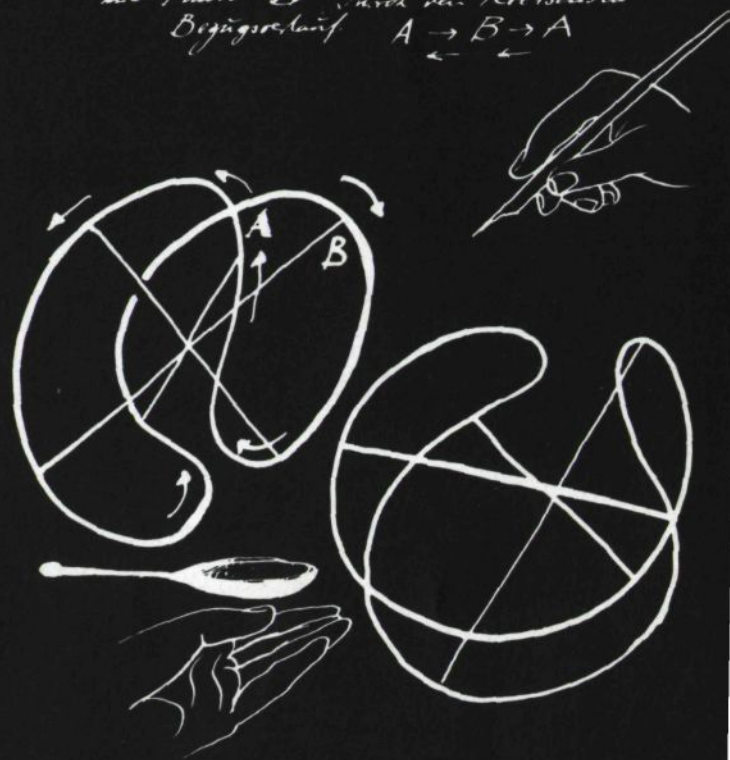
DIE STEINIGE STUFENANLAGE EINES STEILHANGS WIRD RECHTS UND LINKS VON WIRBELND STRÖMENDEN KASKADEN ERSTIEGEN



Die sphaerische Bewegung der Gelenke
 Quelle ist Mündung
 assoziatives Schließweisen
 im Bereich der
 Dackprozesse.



Gelenke fixieren sich nicht auf Ziele.
 Der erste Punkt A vereinigt sich
 mit Punkt B durch den kreisenden
 Bewegungslauf $A \rightarrow B \rightarrow A$



Bauprinzipien

Rhythmik in Raumform und Bewegungsführung
 Rhythmisch geordneter Wechsel von Eng-Weit
 und Hoch-Niedrig und Oben-Unten und
 Lang-Kurz und Hohl-Erhaben und Gerade-Winkelig
 und Gestreckt-Gebogen und Radial-Sphärisch und
 Gleichförmig-Gegliedert und Tragend-Getragen
 und Steigend-Fallend; Stetig-Stufenhaft usw.

Das ist der Katalog räumlicher Polaritäten,
 mit denen der Architekt zu spielen hat, um der
 rhythmischen Gesetzmäßigkeit
 des menschlichen Bewegungs-
 systems gerecht zu werden.
 Der Mensch bedarf allgemein
 insbesondere während seiner
 Entwicklungszeit, dreisimen-
 sionaler Bewegungsvollzüge.
 Nicht etwa nur eingeeignet auf
 das Spezifische von Turnen,
 Leibesübung und Sport,
 sondern durch architekto-
 nische Anlagen, wodurch dann
 der Bau nicht nur Leerrah-
 men für ein Bildungsgeschehen
 sondern selber dieses Gesche-
 hen ist: dadurch, daß er es
 auslöst, herausfordert und
 steuert.

(Zum Umbau von alten Schulen,
 Schweizerische Lehrerzeitung,
 Nr. 44 / 1977, S. 5 und
 In der Ordnung des Leibes, S. 9)

Bewegungsabläufe

Da Bewegungsabläufe und -formen aber nicht nur
 durch direkte Inanspruchnahme des Skelett-Muskel-
 Systems vonstatten gehen, sondern auch durch den
 sehenden, tastenden und sogar hörenden Nach-
 vollzug entsprechender baulicher Elemente (Mauer-
 werk und Fachwerkgefüge) - sind unter allen
 Umständen gleichförmige Raumgrenzen
 auszuschalten.

Das Bewegungssystem des Menschen verlangt nach
 Raumerleben. Treppen
 und Stufen sind die archi-
 tektonischen Elemente
 dafür. Sie sind angelegt
 als Veranstaltungen eines
 Sich-Begegnens und als
 Spielbühnen.
 Die Verbindungsgänge,
 Flure und Hallen bewe-
 gen sich in der polaren
 Rhythmik von Enge und
 Weite, Fluchten und
 Winkel.
 Treppenanlagen haben
 nicht notwendige Übel zu
 sein zwecks Stockwerk-
 verbindung, sondern
 Treppenhäuser haben
 Häuser zu sein - der Ver-
 weilung, der Bewegung,
 des Tanzes, der Begeg-
 nung, des Gesprächs,
 der Lehre.

